



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Das Majorat.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

Kammerdieners übergeben in dem verbotenen Hause bleibt. — Graf von B. ist gestorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonde her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es sich nicht versagen, die unglückliche Schwester zu sehen. Bei diesem Besuch muß sich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, sondern nur im Allgemeinen gesagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte, grausame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnsinns zu wehren gesucht, dann aber, durch Angelika's Vorpiegelung, daß sie Gold zu machen versuche, sich verleiten lassen, mit ihr allerlei sonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbei zu schaffen. — „Es würde wohl (so schloß der Arzt seine Erzählung) ganz überflüssig seyn, Sie, gerade Sie auf den tiefen Zusammenhang aller dieser seltsamen Dinge aufmerksam zu machen. Es ist mir gewiß, daß Sie die Katastrophe herbei geführt haben, die der Alten Genesung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entsetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetischen Rapport gesetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel sah. Daß dieß Bild Edmonde war, wissen wir nun beide.“ —

Gen so, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzuzufügen zu dürfen, eben so halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältnis Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener standen, und wie mythische Wechselwirkungen ein dämonisches Spiel trieben. Nur so viel sage ich noch, daß mich nach diesen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Residenz trieb, welches erst nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Ate in dem Augenblick, als ein ganz besonderes Wohlsein mein Innerstes durchströmte, gestorben ist. So endete Theodor seine Erzählung. Noch manches sprachen die Freunde über Theodors Abentheuer und gaben ihm Recht, daß sich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf seltsame geauliche Weise mische. — Als sie schieden, nahm Franz Theodors Hand und sprach, sie leise schüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: „Gute Nacht, du Spalanzanische Fledermaus!“

Das Majorat.

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der Freiherrlich von R. schen Familie, R. sitzen genannt. Die Gegend ist rauh und öde, kaum entspriest ein und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Friebsande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen emige, düstre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmälzt, und in dem, statt des fröhlichen Rauchens der zu neuer Lust erwachten Vögelin nur das schaurige Geträusche der Raben, das schwirrende Kreischen der Sturmerkfindenden Möven wiederhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Aecker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirthschaftsinspektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schloßes sichtbar, das ein- oder zwei vormaligen Besitzern aufzubauen im Sinne hatte.

Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Curland hausend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen Wohnsitz auf dem Stammschloß nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finstern, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten, einsam liegenden Schloße zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen, und sperrte sich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft. Nur selten sah man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresstrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinsprang und dem Brausen und Zischen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meeresgeistes. Auf der höchsten Spitze des Wirththurms hatte er ein Cabinet einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinaussehend, die Schiffe, die oft gleich weißbeschwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenkunde Nächte brachte er hin mit astronomischer, oder, wie man wissen wollte, mit astrologischer Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beistand. Ueberhaupt ging zu seinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wissenschaft, der sogenannten schwarzen Kunst, ergeben sey, und daß eine verkehrte Operation, durch die ein hohes Fürstenhaus auf das empfindlichste gekränkt wurde, ihn aus Curland vertrieben habe. Die leiseste Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entsetzen; aber alles sein Leben verkündete, was ihm dort geschehen, schrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böstlich verließen. Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammschloß zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitzthum. Der Landesherr bestätigte die Stiftung um so lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige schon in das Ausland herüberirren, für das Vaterland gewonnen werden sollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie sein Großvater Roderich geheissen, mochte indessen in dem Stammschloße hausen, beide blieben in Curland. Man mußte glauben, daß sie, heit'rer und lebenslustiger gesinnt, als der düstre Ahnherr, die schaurige Oede des Aufenthalts scheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schwestern seines Vaters, die mager ausgestattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute gestattet. Diese saßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeschos ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienste des Castellans versah. Die übrige Dienerschaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthschaftsinspektor. Nur in später Herbstzeit, wenn der erste Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden ausgingen, wurde das öde, verlassene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit seiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Curland. Der benachbarte Adel, ja selbst jagdlustige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden sich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zustromenden Gäste zu fassen, in allen Defen und Kaminen knisterten reichlich zugeschürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hin schnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab liefen hundert lustige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angezogene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Musik Tanzenden, überall

lautes Jauchzen und Gelächter, und so glich vier bis sechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrner Landstraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsheeren. Freiherr Roderich widmete diese Zeit, so gut es sich nur thun ließ, erstem Geschäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäste, die Pflichten des Majoratsheeren erfüllte. Nicht allein, daß er sich vollständige Rechnung der Einkünfte legen ließ, so hörte er auch jeden Vorschlag irgend einer Verbesserung, so wie die kleinste Beschwerde seiner Unterthanen an, und suchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu steuern, wie er es nur vermochte. In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geschäftsträger des R. . . schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen. Im Jahr 179 — war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R. . . sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hilfreiche Hand im Geschäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Bettler!“ (so nannte er mich, seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt), „ich dünkte, Du liehest Dir einmal etwas Seewind um die Ohren saufen und kämst mit mir nach R. . . sitten. Außerdem, daß Du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst Du Dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem Du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, Du den andern solch trotzigem Thier, als da ist ein langbehaarter, graulicher Wolf, oder ein zahnsfleischender Eber, in's funkelnde Auge zu schauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchsenenschuß zu erlegen verstehst.“ Nicht so viel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R. . . sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großenkel anhängen müssen, um nicht hocherfreut zu seyn, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich gelübt in derlei Geschäften, wie er sie vorbatte, versprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorae abzunehmen. Andern Tages saßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R. . . sitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat siffete und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollzieher ernannte. Er sprach von dem rauhen, wüthen Wesen, das der alte Herr gehabt, und das sich auf die ganze Familie zu vererben schien, da selbst der jetzige Majoratsheer, den er als sanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er schrieb mir vor, wie ich mich leck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was werth zu seyn, und kam endlich auf die Wohnung im Schlosse, die er ein für allemal gewählt, da sie warm, bequem und so abgelegen sey, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöse der jubilirenden Gesellschaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtssaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräuleins wohnten, da wäre ihm jedesmal seine Residenz bereitet. Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R. . . sitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Krüge Tanzmusik und fröhlicher Jubel, des Wirthschaftsinspectors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Musik und Gesang; desto schauerlicher

wurde die Debe, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in schneidenden Zammerlönen herüber und, als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf erweckt, stöhnten die düstern Höhlen ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten, schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schneeegrunde, wir hielten an dem verschlossenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Feinschenkel, kein Hammers und Pochens, es war, als sey alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar. Der Alte ließ eine starke, dröhnende Stimme erschallen: „Franz — Franz! — Wo steckst Du denn! — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfriren hier am Thor! Der Schnee schmeißt einem ja das Gesicht blutrünstig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winseln an, ein wonnelndes Licht wuchs im Erdgeschoße sichtbar, Schlüssel klapperten, und bald knarnten die gewichtigen Thorflügel auf. „Schön willkommen, schön willkommen Herr Justitiarius, ei in dem unsaubern Bettel!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, so daß das volle Licht auf sein verschrumptes, zum freundlichen Lachen sonderbar verzogenes Gesicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir stiegen aus, und nun gewahrte ich erst ganz des alten Bedienten seltsame, in eine atmofische, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausgestaffirte Jägerkloie gehüllte Gestalt. Ueber die breite, weiße Stirn legten sich nur ein paar graue Wölkchen, der untere Theil des Gesichts hatte die robuste Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Gesicht zu einer beinahe abentheuerlichen Maskenformten, söhnte doch die etwas dümmliche Satmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund spielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz,“ fragte der Großenkel an, indem er sich im Vorfaal den Schut vom Pelze abklopfte, „ist alles bereit, sind die Tapeten in meinen Stuben abgestaubt, sind die Betten wiedergetragen, ist gefestert und heute tüchtig geheizt werden?“ „Nein,“ erwiderte Franz sehr gelassen, „mit werthester Herr Justitiarius, das ist alles nicht geschehen.“ „Herr Gott!“ fuhr der Großenkel auf, „ich habe ja zeitig genug geschrieben, ich komme ja nicht nach dem richtigen Datum, das ist ja eine Wohlthat, nun kann ich in eisernen Zimmern haufen.“ „Ja, werthester Herr Justitiarius,“ sprach Franz weiter, indem er sehr sorglich mit der Lichtschere von dem Docht einen glimmenden Räucher abschnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „sehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen, hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und der Schnee, die haufen gar zu sehr hinein, durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und da!“ — „Was,“ fiel der Großenkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander schlagend und beide Arme in die Seiten stemmend, „die Fenster sind zerbrochen und das Haus Castellan, habt nichts machen lassen?“ „Ja, werthester Herr Justitiarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelassen fort, „man kann nur nicht recht hinzugehen, wegen des vielen Schutts und der vielen Mauersteine, die in den Zimmern herum liegen.“ „Wo zum Taufend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer?“ schrie der Großenkel, „zum beständigen fröhlichen Wohlseyn, mein junger Herr!“ rief der Alte, sich höflich bückend, da ich eben nicht setzte aber gleich hinzu: „Es sind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erschütterung einfiel.“ „Habt Ihr ein Erdbeben gehabt?“ plagte der Großenkel zornig heraus. „Das nicht, werthester Herr Justitiarius,“ erwiderte der Alte mit dem ganzen Gesicht lächelnd, „aber vor zwei Tagen ist die schwere, getäfelte Decke des Gerichtssaals mit gewaltigem Krachen eingestürzt.“ „So soll

doch das" — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrausend wie er war, einen schweren Fluch ausstoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte sich nach mir und sprach laut auflachend: „Wahrhaftig Better! wir müssen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; sonst erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß stürzt uns über den Köpfen zusammen.“

„Aber,“ fuhr er fort, sich nach dem Alten umdrehend, „Franz, konntet Ihr denn nicht so geschent seyn, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu lassen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude schnell einrichten zum Gerichtstage?“ „Dieses ist auch bereits Alles gesehen,“ sprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und sofort hinauf zu steigen begann. „Nun setz mir doch den wunderlichen Kaug,“ rief der Onkel, indem wir dem Alten nachschritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Corridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finsterniß. Säulen, Capitäler und bunte Bogen zeigten sich oft wie in den Lüften schwebend, riesengroß schritten unsere Schatten neben uns her und die seltsamen Gebilde an den Wänden, über die sie wegschlüpfen, schienen zu zittern und zu schwanken, und ihre Stimmen wisperten in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein: Weck uns nicht, weck uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen schläft! Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finsterner Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellaufloderndes Kaminfeuer uns mit seinem lustigen Knistern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, so wie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe, doch der Großonkel blieb mitten im Saal stehen, schaute rings umher und sprach mit sehr ernstem, beinahe feierlichem Ton: „Also hier, dieß soll der Gerichtssaal seyn!“ — Franz, in die Höhe leuchtend, so daß an der breiten, dunklen Wand ein heller Fleck wie eine Thüre groß, in's Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier ist ja wohl schon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter?“ rief der Onkel, indem er den Pelz schnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur so heraus,“ sprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unsrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, so stand ein gedeckter Tisch vor dem Kamin, der alte trug wohlzubereitete Schüsseln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach ächt nordischer Art getrauten Punsch folgte. Ermüdet von der Reise suchte der Großonkel, so wie er geessen, das Bette; das Kreuz, Zeitstunde des Aufenthalts, ja selbst der Punsch, hatte aber meine Lebensgeister zu sehr aufgeregert, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tisch ab, schürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun saß ich allein in dem hohen, weiten Ritteraal. Das Schneegewölk hatte zu schlackern, der Sturm zu faulen aufgehört, heitrer Himmel war's geworden und der helle Vollmond strahlte durch die breiten Bogenfenster, alle finstere Ecken des wunderlichen Saales, wohin der düstre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magisch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlössern antrifft, waren auf seltsame alterthümliche Weise Wände und Decke des Saales verziert, diese mit schwarzem Gips, jene mit fantastischer Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrertheils das wilde Gewühl blutiger

Bären- und Wolfsjagden darstellend, sprangen in Holz geschnitzte Thier- und Menschenköpfe hervor, den gemalten Leibern angeheft, so daß, zumal bei der flackernden, schimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwischen diesen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher schreitende Ritter, wahrscheinlich der jagdblustigen Uhnherren, eingefügt. Alles, Malerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langjähriger Zeit; um so mehr fiel der helle, kahle Fleck an derselben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Thüre gewesen seyn müßte, die später zugemauert worden, und daß eben dieß neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemalte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art absteche. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abentheuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geist zu erfassen vermag, selbst die trügliche Fantasie wird wach in dem, von wunderlichen Felsen umschlossenen Thal — in den düstern Mauern einer Kirche o. s., und will sonst nie Erfahrenes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläser starken Punsch getrunken hatte, so wird man es glauben, daß mir in meinem Ritteraal seltsamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen der Meeres, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfenster zu gucken schienen — in der That, ich muß' es in dem leisen Schauer fühlen, der mich durchbelebte, daß ein fremdes Reich nun sichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dieß Gefühl glied dem Frostein, das man bei einer lebhaft dargestellten Gespenstergeschichte empfindet und das man so gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günstigeren Stimmung das Buch zu lesen sey, das ich, so wie damals jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug. Es war Schillers's Geisterfeber. Ich las und las, und erbigte meine Fantasie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigsten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeste bei dem Grafen von B. — Gerade wie Jeronimo's blutige Gestalt eintritt, springt mit einem gewaltigen Schläge die Thüre auf, die in den Vorfaal führt. — Entsetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — Aber in demselben Augenblicke ist alles still und ich schäme mich über mein kindisches Erschrecken! — Mag es seyn, daß durch die durchströmende Zugluft, oder auf andere Weise die Thüre aufgesprängt wurde. — Es ist nichts — meine überreizte Fantasie bildet jede natürliche Erscheinung gespenstlich! — So beschwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnstuhl — da geht es leise und langsam mit abgemessenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwischen seufzt und ächzt es, und in diesem Seufzen, diesem Ächzen liegt der Ausdruck des tiefsten, menschlichen Leidens, des trostlosesten Zammers — Ha! das ist irgend ein eingesperrtes, krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akustische Täuschung der Nacht, die alles entfernt tönende in die Nähe rückt — wer wird sich nur durch so Etwas Grauen erregen lassen — So beschwichtige ich mich auf's neue, aber nun fragt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entsetzlichen Angst der Todesnoth ausgestoßen, sich hören lassen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es ist ein armes, eingesperrtes Thier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden stampfen, gleich wird alles schweigen, oder das Thier unten sich deutlicher in seinen natürlichen Tönen hören lassen!“ — So denke

ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß steht auf der Stirne, erstarrt bleib ich im Lehnstuhle sitzen, nicht vermögend aufzustehen, viel weniger noch zu rufen. Das abscheuliche Krachen hört endlich auf — die Tritte lassen sich aufs Neue vernehmen — Es ist, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich springe auf und trete zwei Schritte vor, aber da streicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demselben Augenblick wirft der Mond sein helles Licht auf das Bildniß eines sehr ernstern, beinahe schauerlich anzusehenden Mannes, und als säusle seine warnende Stimme durch das stärkere Brausen der Meereswellen, durch das gelendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: Nicht weiter — nicht weiter, sonst bist Du verfallen dem entsetzlichen Graus der Geisterwelt! Nun fällt die Thür zu mit demselben starken Schläge wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorfaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schlosses öffnet sich rasselnd und wird wieder verschlossen. Dann ist es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen, und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann ist alles still! — In demselben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängstlich seufzte und stöhnte, dies gab mir alle Besinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte schien mit einem bösen, schweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie,“ rief ich laut, indem ich ihn sanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenschein auf sein Gesicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann schaute er mich mit freundlichen Augen an und sprach: „Das hast Du gut gemacht, Wetter! das Du mich weckst. Ei, ich hatte einen sehr häßlichen Traum, und daran ist blos hier das Gemach und der Saal Schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier sich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausschlafen.“ Damit hüllte sich der Alte in die Decke und schien sofort einzuschlafen. Als ich die Kerzen ausgelöscht und mich auch in's Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leise betete. — Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirtschaftsinpector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten sich, die irgend einen Streit geschlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitensflügel, um den beiden alten Baronessen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein sechzigjähriges, gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die sich das Kammerfräulein der gnädigen Herrschaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längst verjährter Mode abentheuerlich gepuderten Damen mit komischem Ceremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenstand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beisehenden Lustigmann vorstellte. In ihren Mienen lag es, daß sie bei meiner Jugend das Wohl des R. . . stitenschen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröstelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekanntem Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich schon an den Kreis gestreift, den zu überschreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritt's bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entsetzen schützen, das nur dem unheilbaren Wahnsinn zu weichen pflegt. So kam es, daß selbst die alten Baronessen in ihren seltsamen hochaufgestürzten Frisuren, in ihren wunderlichen Kostümen, mit bunten Blumen und Bändern ausgestaffirten Klei-

dern mir statt lächerlich, ganz graulich und erschreckend erschienen. In den alten, gelbverschimmten Schattungen in den blinzenden Augen wolt' ich es lesen, in dem schlechten Französisch, das halb durch die spitzen Zähne herauschnarrte, wolt' ich es hören, wie sich die Alten mit den unheimlichen, im Schlosse herumspulenden Wesen, wenigstens auf guten Fuß gesetzt hätten, und mich wohl selbst Verstörendes und Entsetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Lustigen in mich verstrickt mit seiner Ironie die Alten in ein solches hohes Gewäsche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelassene Gelächter in mich hineinschlucken, aber wie gesagt, die Baronessen stammten vom Geplapper waren und blieben gespannt, und der Alte, der mir eine besondere Lust bereiten wollte, nahm mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tische in unserm Zimmer allein waren, sprach er los: „Aber, Wetter, sag mir um des Himmels willen, was ist Dir? — Du lachst nicht, Du sprichst nicht, Du issest nicht, Du trinkst nicht? — Bist Du krank? oder sehest es sonst woran?“ — Ich nahm jetzt gar keinen Anstand ihm alles Grauliche, Entsetzliche, was ich in vergangener Nacht überstanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verschwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich zu Punsch getrunken und in Schillers Geistesfieber gefallen. „Bekennen muß ich dies,“ setzte ich hinzu, „kennst Du es es glaublich, daß meine überreizte, arbeitende Fantasie all' die Erscheinungen schuf die nur innerhalb des Wänden meines Gehirns existirten.“ Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir herb zusehen würde mit häufigen Späßen über meine Geistesfieber, statt dessen wurde er sehr ernsthaft, starrte in den Boden hinein, und dann den Kopf schnell in die Höhe und sprach, mich mit dem brennenden Blick seiner Augen anschauend: „Ich kenne Dein Buch nicht, Wetter! aber weder seinem noch dem Geist des Punsch's hast Du jenen Geistesfieber zu verdanken. Wiß, daß ich dasselbe, was Dir widerfuhr, träumte. Ich sah, so wie Du (so kam es mir vor), im Lehnstuhl bei dem Kamin, aber was sich Dir nur in Gedanken kund gethan, das sah ich, mit dem innern Auge so deutlich erfassend. Ja! ich erblickte den graulichen Holzholtz, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür schlich, wie er in trostloser Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerfetzten Nägeln heraustrat, wie er dann hinabfiel, das Blut aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Hast Du es gehört, wie der Hahn im fernen Dorfe das Dorfes krächte? — Da wecktest Du mich und ich widerstand bald dem bösen Spuk des entsetzlichen Menschen, der noch vermag das heitre Leben grauhaft zu verstören.“ Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht trögen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es gerathen finden sollte. Nach einer Weile, in der er tief in sich gelehrt da gesessen, fuhr der Alte fort: „Wetter, hast Du Muth genug, jetzt nachdem Du weißt, wie sich alles begiebt, den Spuk noch einmal zu betreiben? und zwar mit mir zusammen?“ Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz entschlossen fühlte. „So wollen wir,“ sprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zusammen wachen. Eine innere Stimme sagt mir, daß meiner geistigen Gewalt nicht scheitern, als meinem Muth, der sich auf festes Vertrauen gründet, der böse Spuk weichen muß, und daß es kein furchtvolles Beginnen, sondern ein frommes, tapferes Werk ist, wenn ich Leid und Leben daran wage, den bösen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherren treibt. — Doch! von keiner Kräfte ist ja die Rede, denn in solch' festem, rothlichen Sinne, in solch' frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, ist und bleibt man ein siegreicher Held. — Aber soll' ich

dennoch Gottes Wille seyn, daß die böse Nacht mich anzutasten vermag, so sollst Du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen, christlichen Kampf mit dem Höllengott, der hier sein verstörendes Wesen treibt, unterlag! — Du! — halt Dich ferne! — Dir wird dann nichts geschehen!“

Unter mancherlei zerstreuten Geschäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie gestern, das Abendessen abgeräumt und uns Punsch gebracht, der Holmond schien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brauseten und der Nachtwind heulte und schüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenseenster. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Gesprächen. Der Alte hatte seine Schlaguhr auf den Tisch gelegt. Sie schlug große. Da sprang mit erschrecklichem Krachen die Thür auf und wie gestern schwebten leise und langsam Schritte quer durch den Saal und das Achzen und Seufzen ließ sich vernehmen. Der Alte war verblüfft, aber seine Augen erstrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob sich vom Lehnstuhl, und indem er in seiner großen Gestalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite gestemmt, den rechten weit vortretend nach der Mitte des Saals da stand, war er anzusehen wie ein gebietender Held. Doch immer stärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Achzen, und nun sang es an abscheulicher als gestern an der Wand hin und her zu kragen. Da schritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit festen Schritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es tollter und tollter kragte, stand er still und sprach mit starkem feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machst Du hier zu dieser Stunde?“ Da kreischte es auf, grauenvoll und entsetzlich, es war ein dumpfer Schlag geschah, wie wenn eine Last zu Boden stürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchsten, hort ist Dein Plag! Fort mit Dir aus dem Leben, dem Du niemals mehr angehören kannst!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leises Gewimmer durch die Lüfte und ersterte im Saufen des Sturms, der sich zu erheben begann. Da schritt der Alte nach der Thür und warf sie zu, daß es laut durch den dden Vorfaal wiederhallte. In seiner Sprache, in seinen Gebärden lag etwas übermensätzliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er sich in den Lehnstuhl setzte, war sein Blick wie verflücht, er fattete seine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen seyn, da frag er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er so sehr in seiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entsetzen — Angst — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt stürzte ich auf die Knie und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte schloß mich in seine Arme, und indem er mich innig an sein Herz drückte, sprach er sehr weich: „Nun wollen wir auch recht sanft schlafen, lieber Vetter!“ — Es geschah auch so, und als sich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verspüren ließ, gemanen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baronessen, die, blieben sie auch in der That ein wenig gespenstisch, mit ihrem abentheuerlichen Wesen, doch nur ergötlichen Spuk trieben, den der Alte auf possibliche Weise anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit seiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäste sammelten sich, und nun ging in dem wüthlich lebendig gewordenen Schlosse das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beschrieben. Als der Baron gleich nach seiner Ankunft in unsern Saal trat, schien er über unsern veränderten Aufenthalt auf seltsame Art besemdet, er warf einen düstern Blick auf

die zugemauerte Thür, und schnell sich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böse Erinnerung verschrecken. Der Großonkel sprach von der Verwüstung des Gerichtssaals und der anstoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht besser einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel schlechter sey, als das, was er sonst bewohnt, an seiner Bequemlichkeit abginge. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, sondern ihm mischte sich eine gewisse kindliche Ehrfurcht bei, als sehe der Baron mit dem Alten in verwandtschaftlichem Respektverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieterischen Wesen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu versöhnen vermochte. Mich schien er wenig oder gar nicht zu beachten, er sah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erste Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Fassung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war im Begriff irgend etwas Schneidendes zu erwiedern, als der Großonkel das Wort nehmend, versicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach seinem Sinne mache und daß dieser doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung waltend könne. Als wir allein waren, beschwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter,“ erwiederte der Alte, „daß der Baron, trotz seines unfreundlichen Wesens, der vortrefflichste, gutmüthigste Mensch von der Welt ist. Dieses Wesen hat er auch, wie ich Dir schon sagte, erst seit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein sanfter, bescheidener Jüngling. Ueberhaupt ist es denn doch aber nicht mit ihm so arg, wie Du es machst, und ich möchte wohl wissen, warum er Dir so gar sehr zuwider ist.“ Indem der Alte die letzten Worte sprach, lächelte er recht höhnisch, und das Blut stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Gassen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Wesen, das mir das holdste, hochherrlichste zu seyn schien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieses Wesen war niemand als die Baronesse selbst. Schon gleich als sie angekommen und in einem russischen Bobelpelz, der knapp angeschlossen an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer schritt, wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderstehlicher Zauber. Ja, selbst der Umstand, daß die alten Panten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen als ich sie noch gesehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre französischen Bewillkommungen herschnatterten, während sie, die Baronin, mit unbeschreiblich milden Blicken um sich her schaute, und bald diesem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden Surländischen Dialekt einige deutsche Worte dazwischen flötete, schon dieses gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reichte die Fantasie dieß Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baronesse wurde der Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geistes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Gesicht eben so zart, wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchsten Engeltgüte; vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeschreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesstrahl ging darin eine schweremüthige Sehnsucht auf, so wie in ihrem holdseligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft schien sie ganz in sich selbst

verloren, und dann gingen düstere Wolkenschatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben sollen, irgend ein verstörender Schmerz müsse sie befangen, mir schien es aber, daß wohl die düstere Ahnung einer trüben, unglückseligern Zukunft es sey, von der sie in solchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit setzte ich auf seltsame Weise, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schlosse in Verbindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron angekommen, versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück, der Alte stellte mich der Baronesse vor, und wie es in solcher Stimmung, wie die meinige war, zu geschehen pflegt, ich nahm mich unbeschreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schlosse gefalle u. s. w., mich in die wunderlichsten sinnlosesten Reden versang, so daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Respekt vor der Herrin zuschrieben, sich meiner huldreich annehmen zu müssen glaubten, und mich in französischer Sprache als einen ganz artigen und geschickten jungen Menschen, als einen *garçon très joli* anpriesen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrschend, fuhr mir ein Witzwort heraus in besserem Französisch, als die Alten es sprachen, worauf sie mich mit großen Augen anguckten und die langen spigen Nasen reichlich mit Taback bedienten. An dem ernstern Blick der Baronesse, mit dem sie sich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Nartheit streifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünschte die Alten in den Abgrund der Hölle. Die Zeit des schäferischen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindischer Selbstbetrüfung hatte mir der alte Großonkel längst weg ironirt, und wohl merkt' ich daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innersten Gemüth gefaßt hatte. Ich sah, ich hörte nur sie, aber bewußt war ich mir deutlich und bestimmt, daß es abgeschmackt, ja wahnsinnig seyn würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit ein sah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu staunen und anzubeten, dessen ich mich selbst hätte schämen müssen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu lassen, das süße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einsaugen und dann fern von ihr, sie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Diese romantische, ja wohl ritterliche Liebe, wie sie mir ausging in schlafloser Nacht, spannte mich dergestalt, daß ich kindisch genug war, mich selbst auf pathetische Weise zu haranguiren und zuletzt sehr kläglich zu seufzen: „Seraphine, ach Seraphine! — so daß der Alte erwachte und mir zurief: „Wetter — Wetter! ich glaube Du fantasiirst mit lauter Stimme! — Thu's bei Tage, wenn's möglich ist, aber zur Nachtzeit laß mich schlafen!“ Ich war nicht wenig besorgt, daß der Alte, der schon mein aufgeregtes Wesen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit seinem sarkastischen Spott überschütten werde, er sagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtssaal: „Gott gebe jedem gehörigen Menschenverstand und Sorglichkeit ihn in gutem Verschuß zu halten. Es ist schlimm, mir nichts dir nichts sich in einen Hasensfuß umzusetzen.“ Hierauf nahm er Platz an dem großen Tisch und sprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Wetter! damit ich's ohne Anstoß zu lesen vermag.“

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, sprach sich in allem aus. So mußte er auch bei Tische den ihm von vielen benedicten Platz neben der Baronesse einnehmen, mich warf der Zufall bald hier bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der

naben Hauptstadt mich in Beschlag zu nehmen, um mich über alles Neue und Lustige, was dort geschähe, nach auszusprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baronesse, am untern Ende des Tisches saß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte. Als der versammelte Gesellschaft der Sßaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Gesellschafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber sonst nicht häßlich und nicht ohne Geist, in ein Gespräch verwickelt, das über zu hohen geben, und nicht wenig erfreut war ich, als sie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich sprach, nicht mehr der Nachbarin allein, sondern hauptsächlich der Baronin galten. Mag es seyn, daß meine innere Spannung allem, was ich sprach, einen besondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerksam und aufmerksamer, ja zuletzt unwiderstehlich hinübergezogen in die bunte Welt stets wechselnder Bilder, die ich ihr aufgeben ließ. Sie war, wie gesagt, nicht ohne Geist, und so geschah es bald, daß unser Gespräch ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäste, die hin und her streiften, auf seine eigene Bahn lebte und weiter, wohin ich es haben wollte, einige Blitze sandte. Wohl merkt' ich nehmlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Stücke zuwarf, und daß diese sich nicht uns zu böten. Vorzüglich war dieß der Fall, als ich, in das Gespräch sich auf Musik gewandt, mit voller Begeisterung von der herrlichen, heiligen Kunst sprach und zuletzt nicht verbeßte, daß ich, trockner, langweiliger Juristerei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Platz mit ziemlicher Fertigkeit spiele, singe und auch wohl schon manches Lied gesagt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da stand ich unversehens, selbst wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein gesprochen. Sie redete mich sogleich an, indem sie, doch freundlich und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten spricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schlosse gefallen u. s. w., wiederholte. Ich versicherte, daß in den ersten Tagen die schauerliche Dede der Umgehung, ja selbst das alterthümliche Schloß mich seltsam gefesselt habe, daß aber eben in dieser Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünsche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu seyn. Die Baronin lächelte, indem sie sprach: „Wohl kann ich's mir denken, daß Ihnen das wüste Treiben in unsern Höhlenwäldern nicht eben behaglich seyn kann. — Sie sind Musiker, und täuscht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenschaft liebe ich beide Kunst! — ich spiele selbst etwas die Harfe, das muß ich mir in R...sitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Instrument mitnehme, dessen sanftes Getöse schlecht sich schicken würde zu dem wilden Getöse, zu dem gellenden Hörnergetöse der Jagd, das sich hier nur hören lassen soll! — O mein Gott! wie würde mich hier Musik erfreuen!“ Ich versicherte, daß ich meine ganze Kunst aufbieten werde, ihren Wunsch zu erfüllen, da es doch im Schlosse unbekweifelst ein Instrument, sey es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Gesellschafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht weißt, daß seit Menschengedenken im Schlosse keine andern Instrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heulender Geigen, verstimimte Bässe, meckernde Hoboen herumgehender Musikanten. Die Baronin hielt den Mund, Musik und zwar mich zu hören, seht, und beide, sie und Adelheid, erschöpften sich in Vorschlägen, wie ein

lichem Fortepiano herbeigeschafft werden könne. In dem Augenblick schritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rath weiß, der alles beischafft, selbst das Unerhörte und Ungesehene!“ Mit diesen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und in diesem Augenblicke machte, worauf es ankam, herbeichte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebogenem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war sie anzusehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein erschrockenes Spielzeug nur gar zu gern schon in Händen hätte. Franz, nachdem er in seiner weitläufigen Manier mehrere Ursachen herbeigeführt hatte, warum es denn schier unmöglich sey, in der Geschwindigkeit solch ein rares Instrument herbeizuschaffen, strich sich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und sprach: „Aber die Frau Wirthschaftsinspektoria drüben im Dorfe schlägt ganz ungemein geschickt das Clavizimbel, oder wie sie es jetzt nennen mit dem ausländischen Namen, und singt dazu so fein und lamentabel, daß einem die Augen roth werden wie von Zwiebeln, und man hüpfen möchte mit beiden Beinen!“ — „Und besitzt ein Fortepiano!“ fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Si freilich,“ fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden ist es gekommen — ein — „D das ist herrlich,“ unterbrach ihn die Baronin, — „ein schönes Instrument,“ sprach der Alte weiter, „aber ein wenig schwächlich, denn als der Dr. gamisch neulich das Lied: In allen meinen Thaten, darauf spielen wollte, schlug er alles in Grund und Boden, so daß — „D mein Gott,“ riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „so daß,“ fuhr der Alte fort, „es mit schweren Kosten nach R — geschafft und dort reparirt werden mußte.“ „Ist es denn nun wieder hier?“ fragte Fräulein Adelheid ungeduldig. „Si freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirthschaftsinspektoria wird es sich zur Ehre rechnen!“ — In diesem Augenblicke streifte der Baron vorüber, er sah sich wie bekümmert nach unserer Gruppe um und flüsterte spöttisch lächelnd der Baronin zu: „Muß Franz wieder guten Rath erteilen?“ Die Baronin schlug erschrocken die Augen nieder, und der alte Franz stand erschrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in soldatischer Stellung da. — Die alten Tanten schwammen in ihren flaffen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie zaubert stehen geblieben. Entzückt, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Wesen beherrschte, mich nahen werde, kämpfte mit düsterm Mißmuth und Werges über den Baron, der mir als ein rauher Despot ersahen. War er dieß nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener so slavisch sich benehmen? — „Hörst Du, siehst Du endlich?“ rief der Großvater mir auf die Schulter klopfend: wir gingen hinauf in unser Gemach. „Dränge Dich nicht so an die Baronin,“ sprach er, als wir angekommen, „wozu soll das? überlaß es den jungen Gesen, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt.“ — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu sagen: „ob ich seinen Vorwurf verdiene,“ er erwiderte aber darauf nichts als: „Om hm!“ — zog den Schlafrock an, setzte sich mit angezündeter Pfeife in den Lehnstuhl und sprach von den Ereignissen der gestrigen Jagd, mich klopfernd über meine Fehlschüsse. Im Schlosse war es still geworden, Herren und Damen beschäftigten sich in ihren Zimmern mit dem Pus für die Nacht. Neue Musikanten mit den heisern Geigen, mit den verkümmerten Bässen und den mackernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid gesprochen, waren nehmlich angekommen und es sollte für die Nacht nichts geringeres

geben, als einen Ball in bestmöglicher Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf solch faselndem Treiben vorziehend, blieb in seinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leise an unsre Thür klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß so eben das Clavizimbel von der Frau Wirthschaftsinspektoria in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden sey; Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulse schlugen, mit welchem innern süßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich sie fand. Fräulein Adelheid kam mir freudig entgegen. Die Baronin, schon zum Halle völlig gepußt, saß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kasten, in dem die Töne schlummern sollten, die zu wecken ich berufen. Sie stand auf, so in vollem Glanz der Schönheit strahlend, daß ich keines Wortes mächtig sie anstarrte. „Nun Theodor (nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, nannte sie jeden bei seinem Vornamen), sprach sie freundlich, „das Instrument ist gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunst nicht ganz unwürdig seyn möge.“ So wie ich den Deckel öffnete, rauschten mir eine Menge gesprungener Saiten entgegen, und so wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verstimmt waren, widrig und abentheuerlich. „Der Organist ist wieder mit seinen zarten Händchen drüber her gewesen,“ rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin sprach ganz mißmuthig: „Das ist denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich soll denn hier nun einmal keine Freude haben!“ — Ich suchte in dem Behälter des Instruments und fand glücklicher Weise einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Seber Schlüssel, dessen Bart in die Wirbel passe, könne gebraucht werden,“ erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, so lag ein ganzes Magazin blanker Schlüsselchen vor mir auf dem Resonanzboden.

Nun machte ich mich emsig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin selbst mühte sich mir beizustehen, diesen — jenen Wirbel probirend. — Da zieht einer den trägen Schlüssel an, „Es geht, es geht!“ riefen sie freudig. — Da rauscht die Saite, die sich schier bis zur Reinheit herangeächzt, gesprungen auf und erschrocken fahren sie zurück! Die Baronin handhüert mit den kleinen zarten Händchen in den spröden Drattsaiten, sie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält sorgsam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich schnurrt eine auf, so daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausstößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle suchen aus ihm noch eine unzerknickte gerade Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unserm Leidwesen wieder springt — aber endlich — endlich sind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu stehen und aus dem mißtonigen Gumsen gehen allmählig klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Instrument stimmt sich!“ ruft die Baronin, indem sie mich mit holdem Lächeln anblickt! Wie schnell vertrieb die gemeinschaftliche Mühen, alles Fremde, Nächtere, das die Convenienz hinstellt; wie ging unter uns eine heimliche Vertraulichkeit auf, die, ein elektrischer Hauch mich durchglühend, die verzagte Bekommenheit, welche wie Eis auf meiner Brust lag, schnell weggehete. Jener seltsame Pathos, wie ihn solche Vertiebrtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlassen, und so kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich gestimmt war, ich, statt wie ich gewollt, meine innern Gefühle in

Fantasia recht laut werden zu lassen, in jene süße liebliche Ganzonetten versiel, wie sie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieser Senza di te — dieser: Sentimi idol mio, dieser: Almen se non poss'io und hundred morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte sich dicht neben mir an das Instrument gesetzt, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange spielen; indem sie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne stützte, fiel ein weißes Band, das sich von dem zierlichen Ballkleide losgesenkt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leisen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Versuch stand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied besinnend in den Akkorden herumfuhr, sprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers gesessen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfassend und an die Brust drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt Du auch singen!“ — Die Baronin erwiderte: „Wo denkst Du aber auch hin, Adelheid? — wie mag ich mich denn vor unserm Virtuosen da mit meiner elenden Singerei hören lassen!“ — Es war lieblich anzuschauen, wie sie, gleich einem frommverschämten Kinde, die Augen niederschlagend und hocherröthend mit der Lust und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich sie anflehte, und als sie kleine kurländische Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis sie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Instrument versuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Instrument, sie ließ es aber nicht zu, indem sie versicherte, daß sie nicht eines einzigen Akkordes mächtig sey, und daß eben deshalb ihr Gesang ohne Begleitung sehr mager und unsicher klingen werde. Nun sang sie mit zarter, glöckereiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, dessen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die so klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unsere höhere poetische Natur erkennen müssen. Ein gekcimnisvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unausprechlichen wird, von dem unsere Brust erfüllt. Wer denkt nicht an jene spanische Ganzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr ist, als: Mit meinem Mädchen schiff ich auf dem Meer, da wurd' es stüemisch, und mein Mädchen wanke furchtsam hin und her. Nein! — nicht schiff ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So sagte der Baronin Viehlein nichts weiter: „Jungst tanz ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab sie mir, und sprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dieß Liedchen in harpeggirenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeisterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegstaß, da erschien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meister der Tonkunst, sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballsaals im Seitenschügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mistöniges Geschrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit sey, sich zum Ball zu versammeln. „Ach, nun muß ich fort,“ rief die Baronin, ich sprang auf vom Instrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heitersten Momente, die ich jemals hier in R. . . sitzen erlebte.“ Mit diesen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich sie im Rausch des höchsten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulstend an meiner Hand anschlagen! Ich weiß

nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich denn in den Ballsaal kam. — Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müßte, da er ganz Herz sey! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen! jede Berührung mich tödtlich. Der Baronin Hand, die pulstrenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geschichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heiterm Tone gesprochen, plötzlich sehr ernst wurde und ansang: „Ich bitte Dich, Better, widerstehe der Narrheit, die Dich mit aller Macht ergriß!“ — „Wiß, daß Dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die ernstlichsten Folgen haben kann, Du stehst in achsellosem Wahnsinn auf dünner Eisecke, die bricht unter Dir, die Du Dich es verleihest und Du plumpt hinein. Ich werde mich hüten, Dich am Rockschloß festzuhalten, denn ich weiß, Du rappelst Dich selbst wieder heraus und sprichst zum Tode erkrankt: das bieschen Schuppen bekam ich im Traume, aber ein böses Fieber wird zehren an Deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe Du Dich ermannst. — Hol der Teufel Deine Musik, wenn Du damit nichts besseres anzufangen weißt, als empfindliche Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ — „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ — „Affe!“ rief der Alte, „wüßt ich das, so wüßte ich Dich hier durchs Fenster!“ — Der Baron unterbrach das peinliche Gespräch, und das beginnende Gespräch riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen sah und dachte. In der Gesellschaft sprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Bottschaft kam von Fräulein Adelheid, die mich künzlich zu Seraphinen. Bald geschah es, daß mannigfache Gespräche mit der Musik wechselten; Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um naiv und brav zu seyn, sprang mit allerlei lustigem und konfussem Jargon dazwischen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in sentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußte ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verstörendes im Sinn liege, wie ich es gleich, als ich sie zum ersten Male sah, in ihrem Blick zu lesen glaubte, und die feindliche Wirkung des Hausgesprächs ging mir ganz klar auf. Irrend etwas Entsetzliches war oder sollte geschehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unsichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir selbst unerkennliche Scheu sesselte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, sie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlassen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung sey. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhrend, und sprach: „Nichts als ein leichter Natarth, den ihr die raue Seelust zugeweht, die nun einmal hier kein süßes Stimmchen duldet, und keine andere Töne leidet, als das dörre Halloh der Jagd.“ — Bei diesen Worten warf der Baron mir, der ihm schräg über sah, einen stechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachher, zu mir hatte er gesprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir saß, wurde blutroth; vor sich hin auf den Boden starrend und mit der Gabel darauf herumkrächelnd läppelte sie: „Und noch heute siehst Du Seraphinen, und noch heute werden Deine süßen Liederchen betäubend sich an das kranke Herz legen.“ — Auch Adelheid sprach diese Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir,

als siehe ich mit der Baronin in unlauterem, verbotnem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entsetzlichen, mit einem Verbrechen endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir schwer auf's Herz. — Was sollte ich beginnen? — Sie nicht mehr sehen? — Das war, so lange ich im Schlosse blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlassen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu sehr fühlte ich, daß ich nicht stark genug war, mich selbst aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantastischem Liebesglück neckte. Adelheid erschien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte sie deshalb verachten — und doch, mich wieder besinnend, mußte ich mich meiner Albernheit schämen. Was geschah in jenen seligen Abendstunden, das nur im mindesten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Eitelkeit und Anstand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen sollte, und doch war ich von der Größe meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitig aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen sollte, die sich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schlosse, hatten blühen lassen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, ich erklärte dem Alten, mitziehen zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, sprechend: „Das ist brav, daß Du auch einmal Dich herausmachst, ich bleibe heim, Du kannst meine Büchse nehmen, und schmale auch meinen Hirschfänger um, im Fall der Noth ist das eine gute sichere Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt.“ Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umstellt. Gewarrend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken ins Gesicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum sechs Schritte vor mich hinschauen konnte. Ganz erstarrt verließ ich den mir angewiesenen Platz, und suchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einen Baum, die Büchse unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimliche Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüsse, in demselben Moment rauschte es im Röhrich, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen starken Wolf, der vorüber rennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Thier sprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Besonnenheit genug, das Jagdmesser herauszurufen, das ich dem Thiere, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel stieß, so daß das Blut mir über Hand und Arm spritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern gestanden, kam nun mit vollem Geschrei herangelaufen, und auf seinen wiederholten Jagdruf sammelten sich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Am des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie sind verwundet?“ Ich versicherte das Segentheil; da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächste gestanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeschossen, als ich gefehlt, und unerachtet dieser versicherte, daß das gar nicht möglich gewesen, weil in derselben Sekunde der Wolf auf mich zugestürzt, so daß jeder Schuß mich hätte treffen können, so blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrenen Jäger, in besondere Achtung hätte nehmen sollen. Unterdessen hatten die Jäger das Thier aufgehoben, es war das größte der Art, das sich seit langer Zeit hatte sehen lassen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entschlossenheit, unerachtet mir mein Benehmen sehr natürlich schien, und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich schwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies sich der Baron theilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, sey ich auch nicht von der Bestie verwundet, doch nichts von

den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schlosse, der Baron faßte mich, wie einen Freund, unter den Arm, die Büchse mußte ein Jäger tragen. Er sprach noch immer von meiner heroischen That, so daß ich am Ende selbst an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor, und mich selbst dem Baron gegenüber als einen Mann von Muth und seltener Entschlossenheit festgestellt fühlte. Der Schulknabe hatte sein Examen glücklich bestanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengstlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben schien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinen's Gunst zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernem Zusammenstellungen die Fantasie eines verliebten Jünglings fähig ist. — Im Schlosse, am Kamin bei dem rauchenden Punschnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron selbst hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten sich begnügen, ihre Fehlschüsse dem Wetter — der Dunkelheit zuzuschreiben, und grauliche Geschichten von sonst auf der Jagd erlebtem Glück und überstodener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar sehr gelobt und bewundert zu werden; mit diesem Anspruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürstige Ansehen der wilden Bestie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Gesicht, und sprach: „Gott ist mächtig in den Schwachen!“ —

Als ich des Trinkens, der Gesellschaft überdrüssig, durch den Corridor nach dem Gerichtssaal schlich, sah ich vor mir eine Gestalt, mit dem Licht in der Hand, hineinschlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umher irren wie ein Gespenst, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden!“ — So klappte sie mir zu, indem sie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Gespenst,“ fielen mir, hier an diesem Orte ausgesprochen, schwer auf's Herz; Augenblicklich brachten sie mir die gespenstlichen Erscheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeitönen herüber, es knatterte und pfliff schauerlich durch die Bogenfenster, und der Mond warf sein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der sich das Kragen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchschauerte. „Was ist Ihnen, was ist Ihnen?“ sprach sie leise, „Sie erstarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wissen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu sehen? — Eher glaubt sie nicht daß der böse Wolf Sie wirklich nicht zerbissen hat. Sie ängstigt sich unglaublich! — Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich sie so gesehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todt Herr so plögllich erwacht ist! — Nein! kommen Sie — sein leise — wir müssen zur kleinen Baronin!“ — Ich ließ mich schweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin sprach, schien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verständnisses zwischen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintret, kam Seraphine mir mit einem leisen Ach! drei — vier Schritte rasch entgegen, dann blieb sie, wie sich besinnend, mitten im Zimmer stehen, ich wagte ihre Hand zu ergreifen, und sie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem sie sprach: „Aber mein Gott, ist es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions sabelhafte Zeit, längst vorüber ist, und daß

die wilden Thiere allen Respekt vor den vortrefflichsten Sängern ganz verloren haben?“ — Diese anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme sogleich alle Mißdeutung abschneidete, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Tact. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Instrument setzte, sondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Wort: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?“ erwies sich unser Einverständnis, daß es heute nicht auf Musik, sondern auf Gespräch abgesehen sey. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt, mit der leisen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit sehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „Wie muß Ihnen der Baron so stürmisch, so rauh vorkommen; aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in diesen finstern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er sein ganzes Wesen, wenigstens sein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich so ganz und gar verstimmt, ist der Gedanke, der ihn beständig verfolgt, daß hier irgend etwas Entsetzliches geschehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erschüttert. Nicht den geringsten seiner Diener will er der mindesten Gefährdung ausgesetzt wissen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelassen zu haben, wo nicht mit Gefängniß bestraft werden, doch die beschämende Jägertrase dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, sich dem Jagdgefolge anschließen zu müssen. Schon, daß solche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr sind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Lust daran, selbst den bösen Dämon neckt, bringt etwas Berrissenes in sein Leben, das feindlich selbst auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltsames von dem Ahnherrn, der das Majorat stiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düstres Familiengeheimniß, das in diesen Mauern verschlossen, wie ein entsetzlicher Spuk die Wälder wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten, wilden Gewühl auszuweichen. Aber ich! — wie einsam muß ich mich in diesem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innersten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die ersten, heiteren Augenblicke, die ich hier verlebe, durch Ihre Kunst verschafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken!“ — Ich küßte die mir dargebotene Hand, oder vielmehr in der ersten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefsten Entsetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir starr in's Gesicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schlosses, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtssaal, dem saufenden Seewinde u. s. w. zuschrieb. Es kann seyn, daß Ton und Ausdruck darauf hinbeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich schwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es ist Ihnen irgend etwas Entsetzliches geschehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beschwöre Sie — sagen Sie mir Alles!“

Zur Todtenblässe war Seraphins Gesicht verbleicht, ich sah wohl ein, daß es nun gerathener sey, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphins aufgeregter Fantasie es zu überlassen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung, noch schrecklicher seyn konnte, als der erlebte, sich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr

stieg ihre Bekommenheit und Angst. Als ich des Jagens an der Wand erwähnte, schrieb sie auf: „Das ist entsetzlich — ja, ja — in dieser Mauer ist jenes furchterliche Geheimniß verborgen!“ Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geistiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, seufzte sie tief, als würde sie frei von einer schweren Last, die ihre Brust gedrückt. Sich zurücklehnd, hielt sie beide Hände vor's Gesicht. Erst jetzt bemerkte ich, daß Adelheid und verlassen. Längst hatte ich geendet, und da Seraphin noch immer schwieg, stand ich leise auf, ging an das Instrument, und mühte mich, in anschwelldenen Akkorden tröstende Geister heraufzurufen, die Seraphin dem finstern Reiche, das sich ihr in meiner Erzählung erschlossen, entführen sollten. Bald intonierte ich so ganz, als ich es vermochte, eine jener heiligen Cantonen des Abbe's Steffani. In den wehmüthsvollen Klängen des: *Occhi, perchè piangete* — erwachte Seraphin aus düstern Träumen, und borchte mich lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geschah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß sie sich zu mir herabbeugte, daß ich sie mit meinen Armen umschlang, daß ein langer, glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geschah es denn, daß ich nicht die Bestimmung verlor, daß ich es fühlte, wie sie sanft mich an sich drückte, daß ich sie aus meinen Armen ließ, und schnell mich emporrichtend an das Instrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenster hin, dann kehrte sie um, und trat mit einem beinahe stolzen Anstande, der ihr sonst gar nicht eigen, auf mich zu. Mir fest in's Auge blickend, sprach sie: „Ihr Dunkel ist der würdige Greis, den ich kenne, er ist der Schutzherr unserer Familie — möge er mich einschließen in sein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, vererbliches Gift, das ich in jenem Kuße eingegeben, gährte und stammte in allen Pulfen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wuth des innern Kampfes strömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurückdrängen vermochte! — Adelheid blickte mich verdummet und zweifelhaft lächelnd an — ich hätte sie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und sprach mit unbeschreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand besser, als ich, Ihre Musik verehrt. — Ach! diese Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen.“ — Ich zwang mir einige unzusammenhängende alberne Worte ab, und lief nach unserm Gemach. Der Alte hatte sich schon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich stürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verlebten Wahnsinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Beruhige dich, ich glaube Du bist verrückt geworden, oder bölgst Dich auf's neue mit einem Wolf!“ — Schier Dich zu Bette, wenn es Dir sonst gefällig ist.“ — Nur dieser Zuruf trieb mich hinein in's Gemach, wo ich mich mit dem festen Vorfaß niederlegte, nur von Seraphin zu träumen. Es mochte schon nach Mitternacht seyn, als ich, noch nicht eingeschlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Rauschen und Zuschlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich borchte auf, da hörte ich Schritte auf dem Corridor sich nahen, die Thür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unser Gemach. „Wer ist da?“ rief ich laut; da sprach es draußen: „Herr Justitiarius — Herr Justitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Wem es im Schlosse?“ wurde der Alte wach, und rief: „Wo

„Ernt es? — wo ist schon wieder verdammter Teufels-
 sauk los?“ „Ach, stehen Sie auf, Herr Justitiarius,“
 sprach Franz, „der Herr Baron verlangt nach Ih-
 ren!“ „Was will der Baron von mir,“ fragte der Alte
 wieder, „zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das
 Justitiariat mit dem Justitiarius zu Bette geht, und
 eben so gut schläft als er?“ „Ach,“ rief nun Franz
 lässlich, „lieber Herr Justitiarius, stehen Sie doch
 nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Ster-
 ben!“ — Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr ich
 auf. „Öfne Franz die Thür,“ rief mir der Alte
 zu; bestimmungslos wandte ich im Zimmer herum, ohne
 Thür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beiz-
 stehen, Franz trat bleich mit verstörtem Gesicht her-
 ein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in
 die Kleider geworfen, hörten wir schon den Baron im
 Saal rufen: „Kann ich Sie sprechen, lieber B.“ —
 „Warum hast Du Dich angezogen, Better, der Ba-
 ron hat nur nach mir verlangt?“ fragte der Alte, im
 Begriff herauszutreten. „Ich muß hinab — ich muß
 sie sehen und dann sterben,“ sprach ich dumpf und wie
 vernichtet vom trostlosen Schmerz. „Ja so! da hast
 Du Recht, Better!“ Dies sprechend warf mir der
 Alte die Thür vor der Nase zu, daß die Angeln klirr-
 ten, und verließ sie von draußen. Im ersten Augen-
 blick über diesen Zwang empört, wollt' ich die Thür
 einrennen, aber mich schnell besinnend, daß dieses nur
 die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raserei
 haben könne, beschloß ich, die Rückkehr des Alten abzu-
 warten, dann aber, koste es was es wolle, seiner Auf-
 sicht zu entfliehen. Ich hörte den Alten heftig mit
 dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen
 nennen, ohne weiteres versehen zu können — Mit je-
 der Sekunde wurde mir meine Lage tödtlicher. —
 Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botschaft
 gebracht wurde, und wie er schnell davon rannte. Der
 Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie ist todt!“ —
 mit diesem Schrei stürzte ich dem Alten entgegen —
 „Und Du bist närrisch!“ fiel er gelassen ein, faßte
 mich, und drückte mich in einen Stuhl. „Ich muß hin-
 ab,“ schrie ich, „sie sehen, und sollt' es mir das Leben
 kosten!“ — „Thue das, lieber Better,“ sprach der
 Alte, indem er die Thür verschloß, den Schlüssel abzog
 und in die Tasche steckte. Nun stammte ich auf in toller
 Wuth, ich griff nach der geladenen Büchse, und schrie:
 „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch
 den Kopf, wenn Sie nicht sogleich mir die Thür öff-
 nen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin, und sprach,
 indem er mich mit durchbohrendem Blick in's Auge
 faßte: „Glaubst Du, Knabe, daß Du mich mit Deiner
 armsüßigen Drohung erschrecken kannst? — Glaubst Du,
 daß mir Dein Leben was werth ist, wenn Du vermagst
 es in kindischer Ueberehrtheit, wie ein abgenutztes Spiel-
 zeug, wegzumerfen? — Was hast Du mit dem Weibe
 des Barons zu schaffen? — wer gibt Dir das Recht,
 Dich, wie ein überlästiger Geck, dahinzubringen wo
 Du nicht hingehörst, und wo man Dich auch gar nicht
 mag? — Willst Du den liebevollen Schäfer machen
 in ernster Todesstunde?“ — Ich sank vernichtet in
 den Lehnstuhl. — Nach einer Weile fuhr der Alte
 mit milderer Stimme fort: „Und damit Du es
 nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Ba-
 ronin ist es wahrscheinlich ganz und gar nichts —
 Fräulein Adelheid ist denn nun gleich außer sich über al-
 les; wenn ihr ein Regentropfen auf die Nase fällt, so
 schreit sie: „Welch ein schreckliches Unwetter!“ — Zum
 Unglück ist der Feuerlärm bis zu den alten Tanten ge-
 drungen, die sind unter unziemlichem Weinen mit einem
 ganzen Arsenal von stärkenden Tropfen — Lebenselixiren,
 und was weiß ich sonst, angetrückt. — Eine starke An-

wandlung von Ohnmacht —“ Der Alte hielt inne, er
 mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er gieng
 einige Mal die Stube auf und ab, stellte sich wieder vor
 mir hin, lachte recht herzlich, und sprach: „Better,
 Better, was treibst Du für närrisches Zeug? — Nun, es
 ist einmal nicht anders, der Satan treibt hier seinen
 Spuk auf mancherlei Weise, Du bist ihm ganz lustig in
 die Krallen gelaufen, und er macht jetzt sein Tänzchen
 mit Dir.“ — Er gieng wieder einige Schritte auf und
 ab, dann sprach er weiter: „Mit dem Schlaf ist's nun
 einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife,
 und brächte so noch die paar Stündchen Nacht und Fin-
 sterniß hin!“ — Mit diesen Worten nahm der Alte eine
 thönerne Pfeife vom Wandbryll herab, und stopfte
 sie, ein Liebchen brummend, langsam und sorgfältig,
 dann suchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt
 herausriß, es zum Fidius zusammenknete und ansteckte.
 Die dicken Rauchwolken von sich blasend, sprach er zwis-
 schen den Zähnen: „Nun Better, wie war es mit dem
 Wolf?“ — Ich weiß nicht, wie die ruhige Treiben des
 Alten seltsam auf mich wirkte. — Es war, als sey ich
 gar nicht mehr in R..sitten — die Baronin weit —
 weit von mir entfernt, so daß ich sie nur mit den geflü-
 gelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage
 des Alten verdross mich. „Aber,“ fiel ich ein, „finden
 Sie mein Jagdabenteuer so lustig, so zum Besspötteln
 geeignet?“ „Mit nichten, Herr Better,“ erwiderte der
 Alte, „aber Du glaubst nicht, welch' ein komisches Ge-
 sicht solch ein Kiek in die Welt, wie Du, schneidet, und
 wie er sich überhaupt so possierlich dabei macht, wenn
 der liebe Gott ihn einmal würdigt, was besonderes
 ihm passiren zu lassen. — Ich hatte einen akademis-
 schen Freund, der ein stiller, besonnener, mit sich eini-
 ger Mensch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie
 Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrensache, und er,
 den die mehresten Burschen für einen Schwächling, für
 einen Pinfel hielten, benahm sich dabei mit solchem ern-
 stem, entschlossenem Muthe, daß alle ihn höchlich bewun-
 derten. Aber seit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus
 dem fleißigen, besonnenen Jünglinge wurde ein prahl-
 hafter, unaussehlicher Raufbold. Er kommerschirtete und
 jubelte, und schlug, dummer Rinderei halber, sich so
 lange, bis ihn der Senior einer Landsmannschaft, die
 er auf pöbelhafte Weise beleidigt, im Duell niederkieß.
 — Ich erzähle Dir das nur so, Better, Du magst Dir
 dabei denken, was Du willst! — Um nun wieder auf
 die Baronin und ihre Krankheit zu kommen“ — Es lie-
 fen sich in dem Augenblick leise Tritte auf dem Saal
 hören, und mir war es, als ginge ein schauerliches Ach-
 zen durch die Lüfte! — „Sie ist hin!“ — der Gedanke
 durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz! — Der Alte
 stand rasch auf, und rief laut: „Franz — Franz!“ —
 „Ja, lieber Herr Justitiarius,“ antwortete es draußen!
 „Franz,“ fuhr der Alte fort, „schüre ein wenig das
 Feuer im Kamin zusammen, und ist es thunlich, so
 magst Du für uns ein paar Tassen guten Thee berei-
 ten!“ — „Es ist verteuftelt kalt,“ wandte sich der Al-
 te zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am
 Kamine was erzählen.“ Der Alte schloß die Thür auf,
 ich folgte ihm mechanisch. „Wie gehts unten?“ fragte
 der Alte. „Ach,“ erwiderte Franz, „es hatte gar nicht
 viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin sind wieder
 ganz munter, und schieben das bißchen Ohnmacht auf
 einen bösen Traum!“ Ich wollte aufstutzen vor Freu-
 de und Entzücken, ein sehr ernster Blick des Alten wies
 mich zur Ruhe. — „Ja,“ sprach der Alte, „im Grun-
 de genommen war's doch besser, wie legten uns noch ein
 paar Stündchen auf's Ohr — Laß es nur gut seyn mit
 dem Thee, Franz!“ — „Wie Sie befehlen, Herr Ju-
 stitiarius,“ erwiderte Franz, und verließ den Saal mit

dem Wunsch einer geruchlosen Nacht, unerachtet schon die Pöhne krächten. „Höre, Vetter!“ sprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „gut ist's doch, daß Dir kein Malheur passiert ist mit Wölken und geladenen Büchsen!“ — Ich verstand jetzt alles und schämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sei so gut,“ sprach der Alte am andern Morgen, „lieber Vetter, steige herab und erkundige Dich, wie es mit der Baronin steht. Du kannst nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird Dich denn wohl mit einem tüchtigen Bülletin versehen.“ — Man kann denken, wie ich hinab eilte. Doch in dem Augenblick, als ich leise an das Borgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron rasch aus demselben entgegen. Er blieb verwundert stehen und maß mich mit finstern, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier?“ fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innern schlug, nahm ich mich zusammen und erwiderte mit festem Ton: „Nicht im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.“ — „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzusfall. Sie schläft sanft, und ich weiß, daß sie wohl und munter bei der Tafel erscheinen wird! — Sagen Sie das — sagen Sie das.“ — Dieß sprach der Baron mit einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit, die mir anzubeuten schien, daß er um die Baronin besorgter sey, als er es wolle merken lassen. Ich wandte mich um zurück zu gehen, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ Sah' ich nicht den schwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußte' ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht schmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment besann ich mich auf mein künstliches Jagdmesser, das mir der Alte erst in R. . . sinnen geschenkt und das ich noch in der Tasche trug. Nun folgte ich dem mich rasch fortziehenden Baron mit dem Entschluß keines Leben zu schonen, wenn ich Gefahr laufen sollte unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, dessen Thür er hinter sich abschloß. Nun schritt er mit übereinandergeschlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ — Der verwegenste Muth war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe daß es Worte seyn werden, die ich ungeahnet hören darf!“ Der Baron schaute mich verwundert an, als verstehe er mich nicht. Dann blickte er finster zur Erde, schlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und abzuirennen. — Er nahm eine Büchse herab und stieß den Ladestock hinein, als wolle er versuchen, ob sie geladen sey oder nicht! — Das Blut flog mir in den Adern, ich faßte nach dem Messer und schritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein schönes Gewehr,“ sprach der Baron, die Büchse wieder in den Winkel stellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran, kräftiger auf meine Schulter schlagend, als gerade nöthig, sprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verflört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tausend Aengsten durchwachten Nacht. Der Nervenzusfall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das sehe ich jetzt ein, aber hier — hier in diesem Schloß, in das ein finst'rer Geist gebannt ist, fürcht' ich das Entsetzliche, und dann ist es auch das erste Mal, daß sie hier erkrankte. Sie — Sie allein sind Schuld daran!“ — „Wie das möglich seyn könne, davon hätte ich keine Ahnung,“ erwiderte ich gelassen. „O,“ fuhr der Baron fort, „wäre der verdammte Un-

glückseligen der Inspektorin auf blankem Gise verbrannt in tausend Stücke, o wären Sie — doch nein! — wie Es sollte, es mußte so seyn, und ich allein bin Schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfangen in dem Gemach meiner Frau Müßel zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsstimmung meiner Frau zu unterrichten.“ — „Sie machte Miene zu sprechen — „Lassen Sie mich reden,“ rief der Baron, „ich muß im Voraus Ihnen alles mögliche Urtheil abschneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunst abholden Mann halten. Ich bin das keinesweges, aber eine, auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rücksicht nöthigt mich, hier wo möglich solcher Mißthat, die jedes Gemüth, und auch gewiß das meine ergreift, den Eingang zu verlagern. Erfahren Sie, wie meine Frau an einer Erregbarkeit krankte, die am Ende alle Lebensfreude weggehen muß. In diesen mauerberührenden Mauern kommt sie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreizten Zustande, der sonst nur momentan einzutreten pflegt, und zwar oft als Vorbote einer ersten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau diesen schauerlichen Aufenthalt, dieses wilde, verwirrte Jägerleben nicht erspare? Wer nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir ist es nicht möglich sie allein zurückzulassen. In tausend Anstalten und nicht fähig Erstes zu unternehmen würde ich seyn, denn ich weiß es, die entsetzlichsten Bilder von aller verflörendem Ungemach, das ihr wiederfahren, verlagern mich nicht im Walde, nicht im Gerichtssaal — Dem aber glaube ich auch, daß dem schwächlichen Weibe gerade diese Wirklichkeit hier wie ein kräftigendes Stahlbad anschlagen muß — Wahrhaftig, der Schein, der nach seiner Art tüchtig durch die Föhren saß, das dumpe Gebelle der Doggen, der heß und munter schmetternde Hörnerklang muß hier siegen über die verweichlichen, schmachtelnden Pinselien am Clavier, das so kein Mann spielen sollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodisch zu Tode zu quälen.“ — Der Baron sagte dieß mit verstärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut flog mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte sprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dieß auch nicht im mindesten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. — Kurz! — Sie eraltiren meine Frau durch Spiel und Gesang, und als sie in dem bodenlosen Meere träumerischer Visionen und Ahnungen, die Ihre Muskel wie ein böser Zauber heraufgeschworen hat, ohne Halt und Steuer umherschwimmt, drücken sie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtssaal genect haben soll. Ihr Großonkel hat mir Alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie sahen oder nicht sahen — hörten — fühlten — ahnten.“ Ich nahm mich zusammen und erzählte ruhig, wie es sich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die sein Gesäunen ausdrückten, dazwischen. Als ich darauf kam, wie der Alte sich mit frommem Muth dem Spuk entgegen gestellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, schlug er die Hände zusammen, hob sie gefaltet zum Himmel empor und rief begeistert: „Ja, er ist der Schutzgeist der Familie! — ruhen soll in der Gruft der Ahnen seine sterbliche Hülle!“ — Ich hatte gerade, „Daniel, Daniel! was machst Du hier zu dieser Stunde?“ murmelte der Baron in sich hinein, indem er mit übereinander geschlagenen Armen im Zimmer auf und

abschritt. „Weiter war es also nichts, Herr Baron?“ frag ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, sagte freundlich mich bei der Hand und sprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der sie so arg mitgespielt haben, ohne es zu wollen, die müssen Sie wieder verstellen. — Sie allein können das.“ Ich küßte mich erötend, und stand ich dem Spiegel gegenüber, so erachtete ich gewiss in demselben ein sehr albernes, verzerrtes Gesicht. Der Baron schien sich an meiner Verzerrtheit zu weiden, er blickte mir unverwandt in's Auge mit einem recht fatalen ironischen Lächeln. „Wie in aller Welt sollte ich es anfangen?“ stotterte ich endlich mahlsam heraus. „Nun, nun,“ unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunst in Anspruch. Die Baronin ist nun einmal herangezogen in den Zauberkreis Ihrer Musik, und sie plötzlich heraus zu reißen, würde thöricht und grausam seyn. Setzen Sie die Musik fort. Sie werden zur Abendstunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen seyn. Wer gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Musik, verbinden Sie geschickt das Hertere mit dem Ernsteren — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt sich daran, sie vergißt das der Spuk hier in diesen Mauern hauset, und die Geschichten wirkt nicht stärker auf sie, als jedes andere Zauberwörterchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Gespensterbuch, ihr aufgetischt worden. Das thun Sie, lieber Freund!“ — Mit diesen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war verzweifelt in meinem eigenen Innern, herabgesunken zum bedeutungslosen, thörichten Kinde! — Ich Wahnsinniger, der ich glaubte, Eifersucht könne sich in seiner Kraft regen; er selbst schickte mich zu Seraphinen, er selbst sieht in mir nur das willenlose Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtseyn der Schuld, aber diese Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles verfallen in schwarze Nacht, und ich sah nur den albernen Knaben, der in kindischer Verkehrtheit die pazzerne Krone, die er sich auf den heißen Kopf stülpte, für lachtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der schon auf mich wartete. „Nun Wetter, wo bleibst Du denn, wo bleibst Du denn?“ rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron gesprochen,“ warf ich schnell und leise hin, ohne den Alten anschauen zu können. „Tausend Sapperlot!“ — sprach der Alte wie verwundert, „dacht' ich's doch gleich! — der Baron hat Dich gewiß herausgefordert, Wetter?“ — Das schalende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufschlug, bewies mir, daß er auch dieses Mal, wie immer, ganz und gar mich durchschaute — Ich biß die Zähne zusammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es dessen nur bedurfte, um sogleich von den tausend Reiteren überschüttet zu werden, die schon auf des Alten Lippen schwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenskleide, das, blendend weiß, frisch gefallenen Schnee besaß. Sie sah matt aus und abgesspannt, doch als sie nun leise und melodisch sprechend die dunkeln Augen erhob, da bligte süßes, sehnsüchtiges Verlangen aus düsterer Gluth, und ein süchtiges Roth überflog das lilienblasse Antlitz. Sie war schöner als jemals. — Wer ermisst die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bitteren Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles

erschien mir wie eine heillose Mystifikation, und nun wollt' ich beweisen, daß ich gar sehr bei vollem Verstande sey, und über die Massen scharfsichtig. — Wie ein schmolzendes Kind vermied ich die Baronin, und entschlüpfte der mich verfolgenden Uebelheit, so daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwischen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtsich stießen wir fleißig die Gläser zusammen, und, wie es in solcher Stimmung zu geschehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und lustig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „Von Fräulein Uebelheit.“ Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberfist getriebelt stand: „Und Seraphine?“ — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich schaute hin nach Uebelheit, die sah mich an mit überaus schlauer, verschämter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leisem Kopfnicken. Beinahe willkürlich murmelte ich still: „Seraphine,“ nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß sie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinsetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein schadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unseliger! — Sie liebt Dich doch!“ — Einer der Gäste stand auf, und brachte, nordischer Sitte gemäß, die Gesundheit der Frau vom Hause aus — Die Gläser erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung spalteten mir das Herz, die Gluth des Weins flammte in mir auf, alles drehte sich in Kreisen, es war, als müßte ich vor aller Augen hinstürzen zu ihren Füßen und mein Leben aushauchen! — „Was ist Ihnen, lieber Freund?“ Diese Frage meines Nachbarn gab mir die Besinnung wieder, aber Seraphine war verschwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Uebelheit hielt mich fest, sie sprach allerlei, ich hörte, ich verstand kein Wort — sie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrsicht gelähmt, blieb ich stumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechanisch ein Glas Likör aus Uebelheits Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einsam in einem Fenster wiederfand, daß ich dann hinausstürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichtesten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren seufzten vom Sturm bewegt, wie ein Wahnsinniger sprang ich umher in weiten Kreisen, und lachte und schrie wild auf: „Schaut zu, schaut zu!“ — Heiß! der Teufel macht sein Längchen mit dem Knaben, der zu speisen gedachte total verbotene Früchte!“ — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hinein rufen gehört. Das Wetter hatte nachgelassen, der Mond schien hell durch die zerrissenen Wolken, ich hörte Doggen anschlagen, und gewahrte eine finstere Gestalt, die sich mir näherte. Es war der alte Jäger. „Si, ei, lieber Herr Theodor!“ fing er an, „wie haben Sie sich denn verirrt in dem bösen Schneegestöber, der Herr Justitarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!“ — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtssaal arbeitend. „Das hast Du gut gemacht,“ rief er mir entgegen, „das hast Du sehr gut gemacht, daß Du ein wenig in's Freie gingst, um Dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht so viel Wein, Du bist noch viel zu jung dazu, das taugt nicht.“ — Ich brachte kein Wort hervor, schweigend setzte ich mich hin an den Schreibtisch. „Aber, sage mir nur, lieber Wetter, was wollte denn eigentlich der Baron von Dir?“ — Ich erzählte alles, und schloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Cur, die der Baron vorgeschlagen. „Würde auch gar nicht angehen,“ fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reisen morgen in

aller Frühe fort, lieber Vetter!" — Es geschah so, ich sah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in R. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals sich von der beschwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürrisches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelsten Laune, verkündete die Rückkehr seiner pobagrifischen Zufälle. Eines Tages wurd' ich schnell hingeworfen, ich fand den Alten, vom Schläge getroffen, sprachlos auf dem Lager einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geschlossenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirtschaftsprüfers aus R. . . sitzen, doch, von dem tiefsten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an seinem baldigen Tod. Doch, ehe der Arzt kam, schlugen die Lebenspulse wieder, die wunderbar kräftige Natur des sechzigjährigen Greises widerstand dem tödtlichen Anfall, noch desselben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düsterer Frühling, und so kam es, daß nicht jener Zufall sowohl, als das Pobagra, von dem bösen Klima wohl gehebt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieser Zeit beschloß er, sich von jedem Geschäft ganz zurück zu ziehen. Er trat seine Justitiariate an andere ab, und so war mir jede Hoffnung verschwunden, jemals wieder nach R. . . sitzen zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeteilt zu werden. Aber wenn auch in schmerzlosen Stunden seine Heiterkeit wiederkehrte, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es selbst zu Jagdgeschichten kam, und ich jeden Augenblick vermutete, meine Heldenthat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmesser erlegte, würde erhalten müssen; — niemals — niemals erwähnte er unsers Aufenthalts in R. . . sitzen, und wer mag nicht einsehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen? — Meine bittere Sorge, meine stete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund gestellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender, auf ewig für mich untergegangener Stern erschien. Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebt! — Als ich nehmlich eines Abends die Briefftasche, die ich in R. . . sitzen getragen, öffnete, fällt mir aus den aufgeblättern Papiere eine dunkle, mit einem weißen Bande umschlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, sehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewusstlosen Wahnsinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dieß Anzeichen geschickt zuzustellen, aber warum der Blutstropfen, der mich Entsetzliches ahnen ließ, und jenes beinahe zu schäfermäßige Pfand zur schauervollen Mahnung an eine Leidenschaft, die theures Herzblut kosten konnte, hinaufsteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum ersten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten losen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Nacht das Wahrzeichen der Verlegung zum Tode gegeben. Nicht spielen soll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermisst! —

Endlich hatten die Frühlingsstürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete sein Recht, und war erst die Kälte unerträglich, so wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte sich zusehends, und zog, wie er sonst zu thun pflegte, in einen Garten der Vorstadt. An einem stillen, lauen Abende saßen wir

in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie sonst, voll sarkastischer Ironie, sondern mild, beinahe weich gestimmt. „Vetter,“ fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute ist, ein ganz besonderes Wohlseyn, wie ich es seit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich gleichsam mit elektrischer Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düstern Gedanken abzubringen. „Laß es gut seyn, Vetter,“ sprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich Dir noch eine Schuld abtragen! — Denkst Du noch an die Herbstzeit in R. . . sitzen?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Frage des Alten; noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel mußte es, daß Du dort auf ganz eigne Weise eintraßt, und wider Deinen Willen eingeflochten wurdest in die tiefsten Geheimnisse des Hauses. Jetzt ist es an der Zeit, daß Du alles erfahren mußt. Ist genug, Vetter! Kehre wir über Dinge gesprochen, die Du mehr ahnst, als verstandest. Die Natur stellt den Cyclus des menschlichen Lebens in dem Wechsel der Jahreszeiten symbolisch dar, das sagen sie Alle, aber ich meine das auf andere Weise als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünste des Sommers verdammen, und erst des Herbstes reiner Lichter zeigt deutlich die ferne Landschaft, die das Frühlingsverfinstert in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellsehen des Alters sich deutlicher das Weltall der unerforschlichen Nacht zeigt. Es sind Blicke verjüngt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt, mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in diesem Augenblicke so klar das dunkle Verhängniß jenes Hauses, dem ich durch festere Bande, als Verwandtschaft sie zu schließen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles so erschlossen vor meines Geistes Augen! — doch, wie ich nun alles so gefaltet vor mir sehe, das Eigentliche, das kam ich Dir nicht mit Worten sagen, keines Menschen Zunge ist dessen fähig. Höre mein Sohn das, was ich Dir nur wie eine merkwürdige Geschichte, die sich wohl erzählen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in Deiner Seele die Erkenntniß, daß die geheimnißvollen Beziehungen, in die Du Dich vielleicht nicht unterhalten wagtest, Dich verderben konnten! — doch — das ist nun vorüber!“

Die Geschichte des R***schen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich so treu im Gedächtniß, daß ich sie beinahe mit seinen Worten (er sprach von sich selbst in der dritten Person) zu wiederholen vermag.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1780 weckte ein entseßlicher Schlag, als fälle das ganze weltläufige Schloß in tausend Trümmer zusammen, das Hausgesinde in R. . . sitzen aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schreien und Angst im leichenblauen Gesicht trachtete der Hausverwalter mit den Schlüssel in der Hand, aber nicht gering war jedes Erstaunen, als man in tiefer Zohnstille, in der das pfeifende Geräusch der mächtig geöffneten Schlösser, jeder Fußtritt, recht schauerlich widerhallte, durch unversehrte Gänge, Säle, Zimmer, fern und fort wandelte. Nirgends die mindeste Spur irgend einer Verwüstung. Eine finstere Ahnung erfasste den alten Hausverwalter. Er schritt hinauf in den großen Ritteraal, in dessen Seitencabinet der Freiherr Moritz von R. zu ruhen pflegte, wenn er astronomische Beobachtungen anstellte. Eine zwischen der Thür dieses und eines andern Kabinetts angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den astronomischen Thurm. Aber so wie Daniel (so war der Hausverwalter geheißnen) diese Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abschreckend heulend und saufend, Schutt und zerbrochene

Mauersteine entgegen, so daß er vor Entsetzen weit zurückprallte, und, indem er den Leuchter, dessen Kerzen proffend verlöschten, an die Erde fallen ließ, laut aufschrie: „O Herr des Himmels! der Baron ist jämmerlich zerschmettert!“ — In dem Augenblick ließen sich Klageklänge vernehmen, die aus dem Schlafkabinett des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn versammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernst im unentstellten Gesichte, fanden sie ihn sitzend in dem großen reich verzierten Ledersessel, als ruhe er aus von gewöhnlicher Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausrubte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Thurms in sich eingestürzt. Die großen Quadersteine hatten Risse und Fußboden des astronomischen Zimmers eingeschlagen, nebst den nun voran stürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gemäße durchbrochen, und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fort gerissen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr wenigstens achtzig Fuß hinab zu stürzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte seinen Tod bis auf die Stunde vorausgesehen, und seine Söhne davon benachrichtigt. So geschah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., ältester Sohn des Verstorbenen, mit dem Majoratsherrn, eintraf. Auf die Abnung des alten Vaters wohl bauend, hatte er, so wie er den verhängnißvollen Brief erhalten, sogleich Wien, wo er auf der Reise sich gerade befand, verlassen, und war, so schnell es nur gehen wollte, nach R. sitzen geblieben. Der Hausverwalter hatte den großen Saal schwarz ausschlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradedbett, das hohe, silberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgeben, legen lassen. Schweigend schritt Wolfgang die Treppe herauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Brust verschränkten Armen stehen, und schaute starr und düster, mit zusammengelegten Augenbraunen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildsäule, keine Thräne kam in seine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zu strecken, murmelte er dumpf: „Zwangens dich die Gestrirne, den Sohn, den du liebtest, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter sich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und sprach mit gesenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, behörter Greis! — Das Fastnachtspiel mit seinen läppischen Täuschungen ist nun vorüber! — Nun magst du erkennen, daß das kärglich zugemessene Besitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenseits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder schwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachtetest, soll mir dein Starrsinn rauben,“ und damit riß er ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche, und hielt es zwischen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche stehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Widerschein der Flamme auf dem Gesichte des Leichnams hin und her zuckte und spielte, war es, als rührten sich die Muskeln und der Alte sprach tonlose Worte, so daß der entfernt stehenden Dienerschaft tiefes Grauen und Entsetzen ankam. Der Baron vollendete sein Geschäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen lassen, mit dem Fuße sorglich austrat. Dann warf er noch einen düstern Blick auf den Vater, und eilte mit schnellen Schritten zum Saal hinaus.

Ander Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geschehenen Verwüstung des Thurms bekannt, und schilderte mit vielen Worten, wie sich überhaupt alles in der Todesnacht des alten seligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen seyn würde, sogleich den Thurm herstellen zu lassen, da, stürze er noch mehr zusammen, das ganze Schloß in Gefahr stehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beschädigt zu werden.

„Den Thurm herstellen?“ fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „nimm mehr! Merkst Du denn nicht, Alter,“ fuhr er dann gelassener fort, „daß der Thurm nicht so, ohne weitern Anlaß einfallen konnte? — Wie, wenn mein Vater selbst die Vernichtung des Orts, wo er seine unheimliche Sternbeuterei trieb, gewünscht; wie, wenn er selbst gewisse Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einzustürzen, und so das Innere des Thurms zerschmettern zu lassen? Doch dem sey wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zusammenstürzen, mir ist es Recht. Glaube Ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Euienneße hier haufen werde? — Nein! jener kluge Uhnherr, der in dem schönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und so werden,“ sprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wank der Hand zur Hand nehmen müssen.“ „Das ich,“ erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen, schlotterbeinigten Greisen bedienen lassen werde, versteht sich von selbst; aber verstoßen werde ich keinen. Arbeitslos soll Euch das Gnadensbrod gut genug schmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz, „den Hausverwalter, so außer Aktigkeit!“ — Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriffe stand, den Saal zu verlassen, sich plötzlich um, blutroth im ganzen Gesichte vor Zorn, die geballte Faust vorgestreckt, schritt er auf den Alten zu, und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, Du alter heuchlerischer Schurke, der Du mit dem alten Vater das unheimliche Wesen triebst dort oben, der Du Dich wie ein Vampir an sein Herz legtest, der vielleicht des Alten Wahnsinn verbrecherisch nützte, um in ihm die höllischen Entschlüsse zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich sollte ich hinausstoßen wie einen räubigen Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über diese entsetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Kniee gesunken, und so mochte es geschehen, daß dieser, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechanisch folgt, und das Gedachte mischlich ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorschiebte, den Alten so hart an der Brust traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umstürzte. Er raffte sich mühsam in die Höhe, und indem er einen sonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausstieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonschreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen.

Unterdessen hatten sich die in der Gegend befindlichen nächsten Verwandten des Hauses eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R. sitzen befindlich, beigesetzt, und nun, da die geladenen Gäste sich wieder entfernt, schien der neue Majoratsherr von der düstern Stimmung verlassen, sich des erworbenen Besitzthums recht zu erfreuen. Mit W., dem Justitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur gesprochen, sein volles Vertrauen schenkte, und ihn in seinem Amt be-

stätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbesserungen und zum Aufbau eines neuen Schlosses. B. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich seine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da sich unter den Brieffschaften nur ein paar unbedeutende Capitalien in Bankoscheinen befänden, und die in einem eisernen Kasten befindliche baare Summe tausend Thaler nur um weniges überfliege, gewiß irgendwo noch Geld verborgen seyn müsse. Wer anders konnte davon unterrichtet seyn, als Daniel, der, störrisch und eigensinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig besorgt, daß Daniel, den er schwer beleidigt, nun nicht sowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderlosen Greise, der im Stammschlosse R. sitzen sein Leben zu enden wünschte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo versteckte Schätze lieber vermordern lassen, als ihm entdecken werde. Er erzählte B. den ganzen Vorfall mit Daniel umständlich, und schloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es gewesen sey, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Woscheu, seine Söhne in R. sitzen wieder zu sehen, zu nähren gewußt habe. Der Justitiarius erklärte diese Nachricht durchaus für falsch, da kein menschliches Wesen auf der Welt im Stande gewesen sey, des alten Freiherrn Entschlüsse nur einigermassen zu lenken, viel weniger zu bestimmen, und übernahm es übrigens dem Daniel das Geheimniß, wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte dessen gar nicht, denn kaum fing der Justitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr so wenig baares Geld hinterlassen?“ so erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigten paar Thaler, Herr Justitiarius, die Sie in dem kleinen Kästchen fanden? — Das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinet des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beste,“ fuhr er dann fort, indem sein Lächeln sich zum abscheulichen Grinsen verzog, und blutrothes Feuer in seinen Augen funkelte, „aber das Beste, viele tausend Goldstücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Justitiarius rief sogleich den Freiherrn herbei, man begab sich in das Schlafkabinet, in einer Ecke desselben rückte Daniel an dem Gefäß der Wand, und ein Schloß wurde sichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anstarrte, dann aber Anstalt machte, die Schlüssel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühsam aus der Tasche gezerrt, an dem glänzenden Schlosse zu versuchen, stand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämischem Stolz herabblidend auf den Freiherrn, der sich niedergebückt hatte, um das Schloß besser in Augenschein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme, sprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! — so bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken stählernen Schlüssel hin, den ihm dieser mit hastiger Begier aus der Hand riß, und die Thür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiserne Truhe mit geöffnetem Deckel stand. Auf den vielen Geldsäcken lag ein Betiel. Der alte Freiherr hatte mit seinen wohlbekannten großen altväterischen Schriftzügen darauf geschrieben: Einmal hundert und funfzig tausend Reichsthaler in alten Friedrichs'or erspartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R. sitzen, und ist diese Summe bestimmt zum Bau des Schlosses. Es soll ferner der Majoratsherr, der mir folgt, im Besizthum von diesem

Gelbe auf dem höchsten Hügel östlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingestürzt finden wird, einen hohen Leuchtturm, zum Besten der Seefahrer, aufzuführen, als nächstlich feuern lassen. R. sitzen in der Michaeliswoche des Jahres 1760.

Roderich, Freiherr von R.

Erst als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kasten fallen lassen, sich ergögend an dem klirrenden Klängen des Goldes, wandte er sich rasch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewiesene Treue, und versicherte daß nur verläumderische Klatschereien Schuld daran wären, daß er ihm Anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schlosse, sondern in vollem Dienste als Hausverwalter, mit verdoppelter Gehalt, solle er bleiben. „Ich bin Dir voll Entschädigung schuldig: willst Du Gold, so nimm Dir einen von jenen Beuteln!“ — So schloß der Freiherr seine Rede, indem er mit niedergeschlagenen Augen, vor dem Alten stehend, mit der Hand nach dem Kasten zeigte, an den er nun aber noch einmal hintat und die Beutel mußerte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe ins Gesicht, und er stieß jenen entsetzten, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thiers ähnlichen, Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Justitiarius beschrieben. Dieser erbeute, denn was der Alte nun zwischen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!“ — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schazes, hatte von Allem nicht das mindeste bemerkt; Daniel, den es, wie im kramptigsten Fieberfroste, durch alle Glieder geschüttelt, nahte sich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und sprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwische: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was soll ich armer, kinderloser Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwaltend rüstig und unverdrossen!“

Der Freiherr, der nicht sonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den schweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und sprach dann, indem er die Truhe verschloß, und die Schlüssel sorgfältig auszog, schnell hinwegworf: „Schon gut, schon gut Alter! — Aber Du hast noch!“ fuhr er fort, nachdem sie schon in den Saal getreten waren, „von vielen Goldstücken gesprochen, die unten im zerstorren Thurm liegen sollen?“ Der Alte trat schweigend an die Pforte, und schloß sie mit Mühe auf. Aber so wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dicke Schneegestöber in den Saal; aufgeschreckt flatterte ein Rabe kreischend und krächzend umher, schlug mit schwarzen Schwingen gegen die Fenster, und stürzte sich, als er die offene Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Corridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abscheulicher Anblick — Schwindel!“ flatterte er, und sank, wie ohnmächtig, dem Justitiarius in die Arme. Er raffte sich jedoch wieder gleich zusammen, und frug den Alten mit scharfen Blicken erschreckt: „Und da unten?“ — Der Alte hatte indessen die Pforte wieder verschlossen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, so daß er leuchte und lächelte, um nur die großen Schlüssel aus den ganz verrosteten Schloßern loswinden zu können. Dieß endlich zu Stande gebracht, wandte er sich um nach dem Baron, und sprach, die großen Schlüssel in der Hand hin und her schiebend, mit seltsamen Lächeln: „Ja, da unten liegen tausend und tausend — alle schönen Instrumente des seligen Herrn — Teleskope, Quadranten — Globen — Nachtspiegel — alles liegt zertrümmert im Schutt

zwischen den Steinen und Balken!" — „Aber, haares Geld, haares Geld," fiel der Freiherr ein, „Du hast von Goldstücken gesprochen, Alter?" — „Ich meinte nur," erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tausend Goldstücke gekostet." — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte sich hoch erfreut, nun, mit einem Mal, zu allen Mitteln gelangt zu seyn, deren er bedurfte, seinen Erbfolgeplan auszuführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Justitiarius, daß, nach dem Willen des Verstorbenen, nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schloßes die Rede seyn könne, und in der That jeder neue Bau schwerlich die ehrwürdige Größe, den ernstlichen Charakter des alten Stammhauses, erreichen werde; der Freiherr blieb aber bei seinem Vorsatz, und meinte, daß in solchen Verfassungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde sanktionirt worden, der Todte des Dankgeschiedenen weichen müsse. Er gab daher zu verstehen, daß es seine Pflicht sey, den Aufenthalt in R. = stätten so zu verschönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulasse, da er gedente, in kurzer Zeit, als sein einzig geliebtes Weib ein Wesen heimzuführen, die in jeder Hinsicht der größten Opfer würdig sey.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr sich über das vielleicht schon in's Geheim geschlossene Bündniß äußerte, schnitt dem Justitiarius jede weitere Frage ab, indessen fand er sich durch die Entscheidung des Freiherrn in sofern beruhigt, als er wirklich in seinem Streben nach Reichthum mehr die Begier eine geliebte Person, das schönere Vaterland, dem sie entsagen mußte, als vergessen zu lassen, als eigentlichen Geiz finden wollte. Für geizig, wenigstens für unausstehlich habgierig mußte er sonst den Baron halten, der im Golde wähnend, die alten Friedrichs'or beäugelnd, sich nicht enthalten konnte mürrisch aufzufahren: „Der alte Halkanke hat uns gewiß den reichsten Schatz verschwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen." —

Baumeister kamen, mit denen der Freiherr weitläufig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigsten zu verfahren sey. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, selbst zu zeichnen, und, aufgeleitet durch diese Beschäftigungen, die ihm beinahe das sonnenhelle Bild der glücklichsten Zukunft vor Augen stellten, ersaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelassenheit anstrebte, und die er allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz seiner Bewirthung, widerlegte wenigstens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel schien nun ganz jenen Thort, der ihm geschehen, vergessen zu haben. Er betrug sich still und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schages in der Tiefe halber, oft mit misstrauischen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte sich zu verjüngen schien von Tage zu Tage. Es mochte seyn, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verlust zu verschmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie sonst, kalte Nächte schlaflos auf dem Thurm zubringen, und bessere Kost, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greise schien ein rüstiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spas gab.

Das lustige Leben in R. = stätten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken sollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgang's jüngerer Bruder, Hubert, war dieser Mann, bei dessen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod,

laut ausschrie: „Unglücklicher, was willst Du hier?" — Hubert stürzte dem Bruder in die Arme, dieser faßte ihn aber, und zog ihn mit sich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er sich mit ihm einschloß. Mehrere Stunden blieben beide zusammen, bis endlich Hubert herab kam mit verstörtem Wesen, und nach seinen Pferden rief. Der Justitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber, B., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwist enden könne, bot ihn, wenigstens ein paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirst Dich besinnen!" — Hubert's Blicke heiterten sich auf, er gewann Fassung, und indem er den reichen Leibpels, den er, schnell abgezogen, hinter sich dem Bedienten zuwarf, nahm er B. = s Hand, und sprach, mit ihm in die Zimmer schreitend, mit einem verhöhrenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch also hier leiden." B. meinte, daß gewiß sich jetzt das unglückliche Mißverständnis lösen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die stählerne Gange, die bei dem Kamin stand, zur Hand, und, indem er damit ein astiges, dampfendes Stück Holz auseinander klopfte, und das Feuer besser aufschürte, sprach er zu B.: „Sie merken, Herr Justitiarius, daß ich ein gutmüthiger Mensch bin, und geschickt zu allerlei häuslichen Diensten. Aber Wolfgang ist voll der wunderlichsten Vorurtheile, und — ein kleiner Geizhals." — B. fand es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Wolfgang's Gesicht, sein Benehmen, sein Ton den durch Leidenschaften jeder Art im Innersten zerrissenen Menschen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entschlüsse in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging B. noch am späten Abend hinauf in sein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zusammengefaßt, ganz verstört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb stehen als er endlich den Justitiarius erblickte, faßte seine beiden Hände, und düsterte ihm ins Auge schauend, sprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder ist gekommen! — Ich weiß," fuhr er fort, als B. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „was Sie sagen wollen. Ach, Sie wissen nichts. Sie wissen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böser Geist, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden stört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unaussprechlich elend wurde, er that das Seinige dazu, doch der Himmel wolle es nicht — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Besitztum, das in seinen Händen wie Spreu verfliegen wäre. Er ist der wahnsinnigste Verschwender, den es gibt. Seine Schuldenlast übersteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Curland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her, und bittet um Geld." — „Und Sie, der Bruder, verweigern" — wollte ihm B. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er B. = s Hände fassen ließ, und einen starken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verschenken! — Aber hören Sie, welchen Vorschlag ich dem Unfönnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Curland ist, wie Sie wissen, bedeutend; auf die mir zufallende Hälfte wolle ich verzichten, aber zu Gunsten seiner Familie. Hubert ist verheiratet in Curland an ein schönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt, und darbt mit ihnen. Die Güter sollten

administrit, aus den Revenüen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewiesen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden. Aber was gilt ihm ein ruhiges, sorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, bares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verrücktem Leichtsinne es verprasfen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundert und funfzig tausend Thalern verathen? davon verlangt er die Hälfte nach seiner wahnsinnigen Weise, behauptend, dieß Geld sey, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten. — Ich muß und werde ihm dieß verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern! — So sehr W. sich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider seinen Bruder auszureden, wobei er sich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältnisse, mit ganz allgemeinen moralischen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, so gelang ihm dieß doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindseligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. W. that dieß mit so viel Vorsicht als ihm nur möglich war, und freute sich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es denn seyn, ich nehme die Vorschläge des Majorats Herrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jezt, da ich auf dem Punkte stehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tausend Friedrichs'or haar vorschicke, und erlaube, daß ich künftig, wenigstens einige Zeit hindurch, meinen Wohnsitz in dem schönen N. s. sitzen bei dem gütigen Bruder nehme.“ — „Nimmermehr,“ schrie der Freiherr auf, als ihm W. diese Vorschläge des Bruders hinterbrachte, „werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hause verweile, sobald ich mein Weib hergebracht! — Geben Sie, mein theurer Freund, sagen Sie dem Friedensförer, daß er zweitausend Friedrichs'or haben soll, nicht als Vorshuß, nein als Geschenk, nur fort — fort!“ W. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr sich ohne Wissen des Vaters schon verheirathet hatte, und daß in dieser Heirath auch der Grund des Bruderzwistes liegen mußte. Hubert hörte stolz und gelassen den Justitarius an, und sprach, nachd' er geendet, dumpf und düster: „Ich werde mich bestimmen, vor der Hand aber noch einige Tage hier verbleiben!“ — W. bemühte sich, dem Unzufriedenen barzutun, daß der Freiherr doch in der That alles thue, ihn, durch die Abtretung des freien Vermögens, so viel als möglich, zu entschädigen, und daß er über ihn sich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müsse, daß jede Stiftung, die den Erstgebornen so vorwiegend begünstige, und die andern Kinder in den Hintergrund stelle, etwas Schäßiges habe. Hubert riß, wie einer, der Lust machen will der beklemmten Brust, die Weste von oben bis unten auf; die eine Hand in die offene Busenkrause begraben, die andere in die Seite gestemmt, drehte er sich, mit einer raschen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit schneidender Stimme: „Paß! — das Schäßige wird geboren vom Paß!“ — dann schlug er ein gellendes Gelächter auf, und sprach: „Wie gnädig doch der Majorats Herr dem armen Bettler seine Goldstücke zuzuworfen gedenkt.“ — W. sah nun wohl ein, daß von völliger Ausöhnung der Brüder gar nicht die Rede seyn könne.

Hubert richtete sich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügel des Schlosses angewiesen worden, zu des Freiherrn Verdruß, auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter sprach, ja daß dieser sogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonst ließ er sich wenig sehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zusammen zu kommen, welches diesem eben ganz recht war. W. fühlte das

Drückende dieses Verhältnisses, ja er mußte sich es selbst gestehen, daß die ganz besondere unheimliche Natur Huberts in allem, was er sprach und that, alle Zeit recht geflüstert zerstörend, eingriff. Seine Schreie des Freiherrn, als er den Bruder eintreten sah, war ihm nun ganz erklärlich.

W. saß allein in der Gerichtsstube unter dem Mann, als Hubert eintrat, ernster, gelassener als jezt, und mit beinahe wehmüthiger Stimme sprach: „Ich nehme auch die letzten Vorschläge des Bruders an, bewachen Sie, daß ich die zweitausend Friedrichs'or noch heil erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein.“ — „Mit dem Gelde?“ frug W. — „Sie haben Recht,“ erwiderte Hubert, „ich weiß, was Sie sagen wollen — die Last! — Stellen Sie es in Wechsel auf Isak Lazarus in R. — Noch in dieser Nacht will ich hin nach R. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat seine bösen Geister hier hinein geholt!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug W. sehr ernst. Huberts Rippen bebten, er hielt sich an dem Tisch fest, um nicht umzusinken, dann aber sich plötzlich ermannend, rief er: „Also noch heute, Herr Justitarius, und manke, nicht ohne Anstrengung, zur Thür hinaus.“ „Er sieht jezt ein, daß keine Täuschungen mehr möglich sind, daß er nichts vermag gegen meinen festen Willen,“ sprach der Freiherr, indem er den Wechsel auf Isak Lazarus in R. ausstellte. Eine Last wurde seiner Brust entnommen durch die Abreise des feindseligen Bruders, lange war er nicht so froh gewesen, als bei der Abreisetafel. Hubert hatte sich entschuldigen lassen, alle vermüßten ihn recht gern.

W. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, dessen Fenster nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles tobtensill, und so mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuschung eines Traums halten. Ein ganz besonderes Gefühl von Grauen und Angst bemächtigte sich seiner, aber so ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er stand auf und trat ans Fenster. Nicht lange dauerte es, so wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Gestalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und schritt über den Schloßhof. W. erkannte in der Gestalt den alten Daniel, und sah, wie er die Schloßthür öffnete, in den Stall hinein ging, und bald darauf ein gefatteltes Pferd heraus brachte. Nun trat aus der Finsterniß eine zweite Gestalt hervor, wohl eingekleidet in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. W. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig sprach, dann aber sich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verschloß diesen, und eben so die Thür des Schlosses, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und sich in dem Augenblick eines andern besonnen, das war nun klar. Eben so aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündnisse stand. W. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereignissen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, sich gegen Anschläge des bössartigen Hubert zu waffnen, die sich, wie W. jezt überzeugt war, schon gestern in seinem verstorbenen Wesen kund gethan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzustehen pflegte, vernahm W. ein Hin- und Herwachen, Thür auf, Thür zu schlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus, und sah überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichtenlässigen Gesichtern ihm vorbei — Trepp auf —

Trepp ab — hinaus — hinein durch die Zimmer rann-
ten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermist, und
schon Stunden lang vergebens gesucht werde. — In Ge-
genwart des Jägers hatte er sich ins Bette gelegt, er
musste dann aufgefunden, und sich im Schlafrock und
Pantoffeln, mit dem Armluchter in der Hand, entfernt
haben, denn eben diese Stücke wurden vermist. B. lief,
von tüftlicher Abnung getrieben, in den verhängnißvollen
Saal, dessen Seitenkabinet, gleich dem Vater, Wolf-
gang zu seinem Schlafgemach gewährt hatte. Die Pforte
zum Thurm stand weit offen, tief entsezt schrie B. laut
auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerichmettert!“ —
Gewar dem so. Schme war gefallen, so daß man von
oben herab nur den zwischen den Steinen hervorragenden
harten Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen
konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern
 gelang, mit Lebensgefahr, auf zusammengebundenen
Leitern, herab zu steigen, und dann den Leichnam an
Seilen heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangst
hatte der Baron den silbernen Armluchter fest gepackt,
die Hand, die ihn noch fest hielt, war der einzige unver-
sehrte Theil des ganzen Körpers, der sonst durch das
Ansprallen an die spitzen Steine auf das gräßlichste zer-
schellt worden.

Alle Jurien der Verzweiflung im Antlitz stürzte Hubert
herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in
dem Saal, gerade an der Stelle auf einen breiten Tisch
gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Robe-
rich lag. Niedergeschmettert von dem gräßlichen Anblick
brüllte er: „Bruder — o mein armer Bruder — nein,
das hab' ich nicht ersehnt von den Teufeln, die über mir
waren!“ — B. erbete vor dieser verhängnißvollen Rede,
es war ihm so, als müsse er zufahren auf Hubert, als
den Mörder seines Bruders. — Hubert lag von Sinnen
auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er
erholte sich, nachdem er stärkende Mittel gebraucht,
ziemlich bald. Sehr bleich, düstern Gram im halb er-
loschenen Auge, trat er dann bei B. ins Zimmer, und
sprach, indem er vor Mattigkeit nicht fähig zu stehen,
sich langsam in einen Lehnstuhl niederließ: „Ich habe
meines Bruders Tod gesehnt, weil der Vater ihm den
besten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörichte Stif-
tung — jetzt hat er den Tod gefunden auf schreckliche
Weise — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz ist
jermalmt, ich kann, ich werde niemals glücklich seyn. Ich
bestätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgebreit-
testen Vollmachten Rücksichts der Verwaltung des Ma-
jorats, auf dem ich nicht zu haufen vermag!“ — Hubert
verließ das Zimmer, und war in ein paar Stunden
schon auf dem Wege nach R. Es schien, daß der un-
glückliche Wolfgang in der Nacht aufgestanden war,
und sich vielleicht in das andere Kabinet, wo eine Bi-
bliothek aufgestellt, begeben wollen. In der Schlaftrun-
kenheit verfehlte er die Thür, öffnete statt derselben die
Pforte, schritt vor, und stürzte hinab. Diese Erklä-
rung enthielt indessen immer viel Erzwungenes. Konnte
der Baron nicht schlafen, wollte er sich noch ein Buch
aus der Bibliothek holen, um zu lesen, so schloß dieses
alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur so war es möglich,
die Thür des Kabinetts zu verfehlen, und statt dieser die
Pforte zu öffnen. Ueberdem war diese fest verschlossen
und mußte erst mit vieler Mühe aufgeschlossen werden.
„Ach,“ fing endlich, als B. diese Unwahrscheinlich-
keiten vor versammelter Dienerschaft entwickelte, des
Freiherrn Jäger, Franz geheissen, an: „Ach, lieber
Herr Justitiarius, so hat es wohl sich nicht zutragen
sollen!“ — „Wie denn anders?“ fuhr ihn B. an.
Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der seinem Herrn
hatte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor
den andern mit der Sprache heraus, sondern behielt

sich vor, das, was er davon zu sagen wisse, dem
Justitiarius allein zu vertrauen. B. erfuhr nun, daß
der Freiherr zu Franz sehr oft von den vielen Schät-
zen sprach, die da unten in dem Schutt begraben
lägen, und daß er oft, wie vom bösen Geist getrie-
ben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den
Schlüssel ihm Daniel hatte geben müssen, öffnete und
mit Sehnsucht hinabschaute in die Tiefe nach den ver-
meintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wohl
also, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr,
nachdem ihn der Jäger schon verlassen, noch einen
Gang nach dem Thurm gemacht, und ihn dort ein plöz-
licher Schwindel erfaßt und herabgestürzt hatte. Da-
niel, der von dem entseztlichen Tode des Freiherrn auch
sehr erschüttert schien, meinte, daß es gut seyn würde,
die gefährliche Pforte fest vermauern zu lassen, welches
dann auch gleich geschah. Freiherr Hubert von R.,
jetziger Majoratsbesitzer, ging, ohne sich wieder in
R. . . sitzen sehen zu lassen, nach Curland zurück. B. er-
hielt alle Vollmachten, die zur unumschränkten Ver-
waltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des
neuen Schlosses unterblieb, wogegen so viel möglich
das alte Gebäude in guten Stand gesetzt wurde. Schon
waren mehrere Jahre verflossen, als Hubert zum ersten
Mal zur späten Herbstzeit sich in R. . . sitzen einfand,
und nachdem er mehrere Tage mit B. in seinem Zim-
mer eingeschlossen zugebracht, wieder nach Curland zu-
rückging. Bei seiner Durchreise durch R. hatte er bei
der dortigen Landesregierung sein Testament nieder-
gelegt.

Während seines Aufenthalts in R. . . sitzen sprach
der Freiherr, der in seinem tiefsten Wesen ganz geän-
dert schien, viel von Ahnungen eines nahen Todes.
Diese gingen wirklich in Erfüllung; denn er starb
schon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert ge-
heißen, kam schnell herüber von Curland, um das reiche
Majorat in Besiz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und
Schwester. Der Jüngling schien alle bösen Eigenschaf-
ten der Vorfahren in sich zu vereinen; er bewies sich als
stolz, hochfahrend, ungestüm, habgierig, gleich in den
ersten Augenblicken seines Aufenthalts in R. . . sitzen.
Er wollte auf der Stelle vieles ändern lassen, welches
ihm nicht bequem, nicht gebüßig schien; den Koch warf
er zum Hause hinaus; den Kutscher versuchte er zu
prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumstarke
Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen;
kurz, er war im besten Juge, die Rolle des strengen
Majoratsherrn zu beginnen, als B. ihm mit Ernst und
Festigkeit entgegen trat, sehr bestimmt versichernd: „Kein
Stuhl solle hier gerückt werden, keine Raze das Haus
verlassen, wenn es ihr sonst noch darin gefalle, vor Er-
öffnung des Testaments.“ „Sie unterstehen sich hier
dem Majoratsherrn“ — fing der Baron an. B. ließ
den vor Wuth schäumenden Jüngling jedoch nicht aus-
reden, sondern sprach, indem er ihn mit durchbohrenden
Blickten maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! —
Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor
Eröffnung des Testaments; jetzt bin ich, ich allein hier
Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben
wissen. Erinnern Sie sich, daß ich kraft meiner Voll-
macht als Vollzieher des väterlichen Testaments, kraft
der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin,
Ihnen den Aufenthalt hier in R. . . sitzen zu versagen,
und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu ver-
hüten, sich ruhig nach R. zu begeben.“ Der Ernst des
Gerichtshalters, der entschiedene Ton, mit dem er
sprach, gab seinen Worten gebüßigen Nachdruck, und
so kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu spizi-
gen Hörnern anlaufen wollte wider den festen Bau, die
Schwäche seiner Waffen süßte, und für gut fand, im

Mückzuge seine Beschämung mit einem höhnischen Gesächter auszugleichen.

Drei Monate waren verfloßen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verstorbenen, das Testament in R., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden sollte. Außer den Gerichtspersonen, dem Baron und B. befand sich noch ein junger Mensch von edlem Ansehen in dem Gerichtssaal, den B. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknüpftes Altkleid aus dem Busen hervorragte, für B. s. Schreiber hielt. Der Baron sah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achsel an, und verlangte stürmisch, daß man die langweilige überflüssige Ceremonie nur schnell und ohne viele Worte und Schreiberereien abmachen solle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieser Erbangelegenheit, wenigstens Hinsichts des Majorats, auf ein Testament ankommen könne, und werde, in so fern hier irgend etwas verfügt seyn solle, es lediglich von seinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verstorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen stüchtigen mürrischen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtschreiber sich zum lauten Ablesen des Testaments anschickte, schaute er gleichgültig nach dem Fenster hin, den rechten Arm nachlässig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelohnt auf den Gerichtstisch, und auf dessen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verstorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr besessen, sondern dasselbe nur Namens des einzigen Sohnes des verstorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach seinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieser sey derjenige, dem nach der Familien-Succession durch seines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genauesten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Bestand u. s. w. würde man in seinem Nachlaß finden. Wolfgang von R., so erzählte Hubert in dem Testament, lernte auf seinen Reisen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine solche heftige Neigung zu ihr, daß er sich nie mehr von ihr zu trennen beschloß. Sie war sehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendsten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, dessen ganzes Streben dahin ging, das Majoratshaus auf alle nur mögliche Weise zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater seine Neigung zu entdecken; was aber voraus zu sehen, geschah wirklich, indem der Aste bestimmt erklärte, daß er schon selbst die Braut für den Majoratsherrn erkohren, und von einer andern niemals die Rede seyn könne. Wolfgang, statt, wie er sollte, nach England hinüberzuschiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück, und vermählte sich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebahr, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, so lange schwieg, und sich selbst als Majoratsherr gerirte, waren verschiedene Ursachen angeführt, die sich auf frühere Verabredungen mit Wolfgang bezogen, indessen unzureichend und aus der Luft gegriffen schienen. —

Wie vom Donner gerührt starrte der Baron den Gerichtschreiber an, der mit eintöniger schnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, stand B. auf, nahm den jungen Menschen, den er mitgebracht, bei der Hand, und sprach, indem er sich gegen die Anwesenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R. s. s. vorstellen!“ Baron Hubert

blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Curland brachte, verhaltenen Grimms im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Faust, und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, aus dem Gerichtssaal hinaus. Von den Gerichtspersonen wurde aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Person, für die er sich ausgeben legitimiren sollten. Er überreichte den besaulwichtigen Zugang aus den Registern der Kirche, wo sein Vater getrauen lassen, worin bezeugt wurde, daß an demselben Tage der Kaufmann Wolfgang Born, geboren in R., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Personen, durch priesterliche Segnung getraut worden. Eben so hatte er seinen Anschein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit seiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in früherer Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verschickten Briefe seines Vaters an seine schon längst verstorbene Mutter, die aber alle nur mit B. unterzeichnet waren.

B. sprach alle diese Papiere mit finstern Gesichte durch, und sprach ziemlich bekümmert, als er sie wieder zumenschlug: „Nun, Gott wird helfen!“

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advokaten, den er zu seinem Rechtsfreunde erkohren, bei der Landesregierung in R. eine Vorstellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als sofort die Uebergabe des Majorats R. s. s. an ihn zu veranlassen. Es verstehe sich von selbst, sagte der Advokat, daß weder testamentarisch, noch auf irgend eine andere Weise, der verstorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenem Testament sey also nichts anders, als die aufgeschriebene und gerichtlich übergebene Aussage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben solle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und also unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr sey es die Sache dieses Prätendenten, sein vorgebliches Ereredit, dem hiermit ausdrücklich widersprochen werde, im Wege des Prozesses darzuthun, und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succession dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindiciren. Durch den Tod des Vaters sey der Besitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbschaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entzagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Besitz nicht durch ganz illiquide Ansprüche turbirt werden. Was der Verstorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzustellen, sey ganz gleichgültig, was werde bemerkt, daß er selbst, wie aus den nachgelassenen Papieren erforderlichen Falls nachgewiesen werden könnte, eine Liebchaft in der Schweiz gehabt habe, und so vielleicht der angebliche Brudersohn der eigne, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall der Neue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So sehr auch die Wahrscheinlichkeit für die im Testament behaupteten Umstände sprach, so sehr auch der Richter hauptsächlich die letzte Wendung, in der der Sohn sich nicht scheute, den Verstorbenen eines Verbrechen anzuklagen, empörte, so blieb doch die Ansicht der Sache, wie sie aufgestellt worden, die richtige, und waren den rastlosen Bemühungen B. s. s. der bestimmten Versicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das Bänkeste geführt werden sollte, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgesetzt und die Fortdauer der Administration bis nach entschiedener Sache verlag wurde.

W. sah nur zu gut ein, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten. Er hatte alle Briefschöffen des alten Roderich durchstöbert, ohne die Spur eines Briefes oder sonst eines Auftrages zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgang's mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll saß er in W. sitzen in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchsucht, und arbeitete an einem Auftrage für den Notar in Genf, der ihm als ein scharfsinniger thätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen schicken sollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond schien hell hinein in den anstossenden Saal, dessen Thür offen stand. Da war es, als schritte jemand langsam und schwer die Treppe herauf und hüte und klopere mit Schlüssel. W. wurde aufmerksam, er stand auf, ging in den Saal, und vernahm nun deutlich, daß jemand sich durch den Flur der Thür des Saals näherte. Bald darauf wurde diese geöffnet, und ein Mensch mit leichtenblassem entstellten Antlitz in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüsselbund, trat langsam herein. W. erkannte augenblicklich den Fohsborwölter, und war im Begriff ihm zuzurufen, was er so spät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Wesen des Alten, in dem zum Tode erstarreten Antlitz etwas Unheimliches, gespenstisches mit Gesichte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor sich habe. Der Alte ging mit gemessenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derselben blieb er stehen, und stieß aus tiefer Brust einen heulenden Laut aus, der so entsetzlich in dem ganzen Saale widerhallte, daß W. erbebte vor Grausen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden gestellt, den Schlüsselbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei söhnte er und schrie, wie gepeinigt von einer namenlosen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauschen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beschwichtigend, bückte sich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und schlich mit leisen gemessenen Schritten nach der Thüre zurück. W. folgte ihm behutsam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte schloß die große Hauptthür des Schlosses auf, W. schlüpfte geschickt hindurch; nun begab er sich nach dem Stall, und nachdem er zu W. tiefem Erstaunen den Armleuchter so geschickt hingestellt hatte, daß das ganze Gebäude genugsam erleuchtet wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Jeng herbei, und rüstete mit großer Sorglichkeit, den Gurt fest, die Steigbügel hinausschnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Bündel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge schnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Jügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden stehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen versprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, sattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verschloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verschwand endlich in sein Zimmer, das er sorgfältig verriegelte. W. fühlte sich von diesem Auftritt im Innersten ergriffen, die Kennung einer entsetzlichen That erhob sich vor ihm wie ein schwarzes höllisches Gespenst, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage seines Schicksals, glaubte er wenigstens das, was er gesehen,

nügen zu müssen zu seinem Besten. Andern Tages, es wollte schon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in sein Zimmer, um irgend eine sich auf den Hausstand beziehende Anweisung einzuholen. Da faßte ihn W. bei beiden Armen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Sessel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich Dich fragen wollen, was hältst Du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts sonderbares Testament über den Hals gebracht hat? — Glaubst Du denn wohl, daß der junge Mensch wirklich Wolfgang's in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sohn ist?“ Der Alte, sich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und W. starr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürrisch: „Pah! — er kann es seyn, er kann es auch nicht seyn. Was schiert's mich? mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr W. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf seine Schulter legte, „da Du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hattest, so verschwiege er Dir gewiß nicht die Verhältnisse seiner Söhne. Er erzählte Dir von dem Bündniß, das Wolfgang wieder seinen Willen geschlossen?“ — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht besinnen,“ erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du bist schläfrig, Alter,“ sprach W., „hast Du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Alte frostig, „aber ich will nun gehen und das Abendessen bestellen.“ Hiemit erhob er sich schwerfällig vom Stuhl, indem er sich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch, Alter,“ rief W. indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nothigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstisch stehen, auf den er sich mit beiden Händen stemmte, den Leib übergebogen nach W. hin, und mürrisch fragend: „Nun was soll's denn, was schiert mich das Testament, was schiert mich der Streit um das Majorat?“ — „Davon,“ fiel ihm W. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht sprechen: von etwas ganz Andern, lieber Daniel! — Du bist mürrisch, Du gähnst, das alles zeugt von besonderer Abspannung, und nun möcht' ich beinahe glauben, daß Du es wirklich gewesen bist, in dieser Nacht.“ — „Was bin ich gewesen in dieser Nacht?“ frug der Alte, in seiner Stellung verharrend. „Als ich,“ sprach W. weiter, „gestern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal saß, kamst Du zur Thüre herein, ganz starr und bleich, schrittest auf die zugemauerte Thür los, kratztest mit beiden Händen an der Mauer und söhntest, als wenn Du große Quaalen empfändest. Bist Du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ Der Alte sank zurück in den Stuhl, den ihm W. schnell unterschob. Er gab keinen Laut von sich, die tiefe Dämmerung ließ sein Gesicht nicht erkennen, W. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja,“ fuhr W. nach kurzem Schweigen fort, „es ist ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wissen sie von diesem sonderbaren Zustande, von Allem, was sie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeste.“ — Daniel blieb still. — „Aehnliches,“ sprach W. weiter, „wie gestern mit Dir, habe ich schon erlebt. Ich hatte einen Freund, der stellte, so wie Du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal setzte er sich hin und schrieb Briefe. Am merkwürdigsten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leise in's Ohr zu flüstern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und selbst das, was er im Wachen sorglich verschwiegen haben würde, flos nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerstehen, die auf ihn einwirkte, von seinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, verschwiege ein Mondsichtiger irgend eine

begangene Unthat noch so lange, man könnte sie ihm abfragen in dem seltsamen Zustande. — Wohl dem, der ein reines Gewissen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können schon immer Nachtwandler seyn, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willst Du herauf in den astronomischen Thurn, wenn Du so abschaulich an der zugemauerten Thüre kragest? — Du willst gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich Dir nächstens abfragen!" — Der Alte hatte, während W. dieses sprach, immer stärker und stärker gezittert, jetzt flog sein ganzer Körper von heillosen Krampf hin und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverständiges Geplapper. W. schellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürliches bewegtes Turmat hob man ihn auf und brachte ihn in's Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieser heillosen Zustand gedauert, versiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm diesen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verschloß sich, wie gewöhnlich, in sein Zimmer. W. hatte wirklich beschlossen, den Versuch anzustellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel sprach, wie wohl er sich selbst gesehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erst jetzt von seiner Mondsucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Gesändnisse in diesem Zustande abgelegt, eben nicht geeignet seyn würden darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er sich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieser Krankheit geschieht, gezwungen werden würde, willkürlich zu handeln. Um Mitternacht erhob sich ein großer Lärm auf dem Hofe. W. hörte deutlich ein Fenster einschlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchschritt, wallte ihm ein sinkender Dampf entgegen, der, wie er bald wahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Diesen brachte man eben todtstarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer ins Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, so erzählten die Diener durch ein seltsames, dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten sey etwas zugestoßen und schickte sich an aufzusehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennt's sicher! — Auf dieß Geschrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umsonst. Nun eilten sie heraus auf den Hof, aber der entschlossene Wächter hatte schon das Fenster des niedrigen, im Erdgeschosse befindlichen Zimmers eingeschlagen und die brennenden Gardinen zerabgerissen, worauf ein paar hineingegossene Eimer Wasser den Brand augenblicklich löschten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch fest den Armleuchter in der Hand, dessen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und so das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbrauen und einen guten Theil Kopfhaare weggeseugt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, so hätte der Alte hüßlos verbrennen müssen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeschobene Kiesel, die noch den Abend vorher nicht da gewesen, verwahrt war. W. sah ein, daß der Alte sich hatte das Hinausgehen aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerstehen konnte er dem blinden Triebe nicht. Der Alte versiel in eine ernste Krankheit; er sprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu sich und starb, wie fest geklammert von einem entsetzlichen Gedankens, mit Wicken, in denen sich der Tod malte, vor

sich hin. W. glaubte daß der Alte von dem Feuer nicht ersehen werde. Alles, was sich für seinen Schicksal thun ließ, hatte W. gethan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach R. zurück. Die Abreise war für den folgenden Morgen bestimmt. W. packte spät Abends seine Scripturen zusammen, da hat ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. versiegelt und mit der Handschrift: „Nach Eröffnung meines Testaments zu lesen" zugestellt, und das er unbegreiflicher Weise noch nicht beobachtet hatte. Er war im Begriff dieses Packet zu entriegeln, als die Thür aufging und mit leisen, gespenstischen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine schwarze Kappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtisch, dann mit einem tiefen Todesstufser auf beide Kniee sinkend, W. . . . s Hände mit den seinen krampfhaft faßend, sprach er hebl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: „Auf dem Schaffott stürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet!" — dann richtete er sich unter angstvollem Keuchen mühsam auf und verließ das Zimmer wie er gekommen.

W. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu lesen, was die schwarze Kappe und Huberts Paket enthielt. Beides hing genau zusammen, und bestimmte von selbst die weitem Maßregeln, die nun zu ergreifen. So kam W. in R. angekommen, begab er sich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stoß empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche W. tags anfang und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen fortbauerte, war aber, daß der Freiherr am andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Präsidenten des Majorats dem Testamente seines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R., mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtssaal herabstieg, fand sein Wagen mit Postpferden vor der Thüre, er stieg schnell ab und ließ Mutter und Schwester zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder sehen, hatte er ihnen mit andern räthselhaften Aeußerungen geschrieben. Roderich's Erstaunen über diese Wendung, die die Eheliche nahm, war nicht gering; er drang in W. ihm doch was zu erklären, wie dieß Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele sey. W. vertröstete ihn indessen auf künftige Zeiten, und sprach, wenn er Besitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nemlich deshalb nicht geschehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Hubert's, außerdem die vollständige Legitimation Roderich's verlangten. W. bot dem Freiherrn die Wohnung in R. . . . sitzen an, und setzte hinzu: daß Hubert's Mutter und Schwester, durch seine schnelle Abreise in augenblickliche Verlegenheit gesetzt, den nächsten Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuschvolleren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Boronia und ihrer Tochter wenigstens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr seinen Aufenthalt in R. . . . sitzen so gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällige Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem W. war das Alles zu schnell, da das jetzt Roderich's Legitimation als Majorats-Erbe von R. . . . sitzen noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllleben auf dem Schlosse. Hubert hatte sich gar nicht auf den Hülfssehen lassen, sondern war unmittelbar nach Petersburg

gegangen, dort in Militärdienste getreten, und stand jetzt im Felde gegen die Perser, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die schnelle Abreise der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrschte, nöthig. Roderich, der sich schon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten, und so wurde, da B. ebenfalls nach R. zurückkehrte, das Schloß einsam wie vorher. Des Hausverwalters böse Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, so daß er nicht mehr daraus zu ersehen glaubte, sein Amt würde einem alten Jäger, Wolfgang's treuem Diener, Franz gebohren, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt B. die günstigsten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Roderich's Trauung vollzogen, war längst gestorben, indessen fand sich in dem Kirchenbuche von seiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, sich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R., vollständig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzungen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter französischer Kapitän, der nach Lyon gezogen, angemeldet, denen Wolfgang ebenfalls sich entbedt hatte, und ihre eidlichen Aussagen bekräftigten den Bemarkt des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun B. den vollständigen Nachweis der Rechte seines Vaters, und nichts stand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbst erfolgen sollte. Hubert war gleich in der ersten Schlacht, der er beivohnte, geblieben; ihn hatte das Schicksal seines jüngeren Bruders, der ein Jahr vor seines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; so fielen die Güter in Curland der Baroness Seraphine von R. zu, und wurden eine schöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit seiner Braut in R. s. s. anlangte. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderich's Verbindung mit Seraphinen. Manche Woche verging im Taumel der Lust, bis endlich die übersättigten Sinne nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit B. s., der von R. s. s. nicht schaden wollte, ohne den jungen Majorats Herrn auf das genaueste einzuweißen in alle Verhältnisse des neuen Besitzthums. Mit der strengsten Genauigkeit hatte Roderich's Rhein die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, so daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu seinem Unterhalt bekam, durch die Ueberschüsse der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuschuß erhielt. Nur in den ersten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in seinen Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinstrument ausgehellt und es auf den ihm zustehenden Antheil der Güter in Curland versichern lassen. — B. hatte seit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erschien, das Schlafgemach des alten Roderich zu seinem Wohnzimmer gewählt, um desto sicherer das ersuchen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dieß Gemach und der anstoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit B. im Geschäft zusammen kam. Da saßen nun beide beim hellrothenden Kaminfeuer an dem großen Tische, B. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichtum des Majorats Herrn berechnend, dieser mit aufgestemtem Arm hineinblinzeln in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, in die gemächlichen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe

Brausen der See, das Angstgeschrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fensterscheiben schlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Losen das Schloß durchsautte, so daß alle Unkenstimmen in den Gaminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander piffen und heulten. Als endlich nach einem Windstoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düstern Feuer des Vollmondes stand, rief B. : „Ein böses Wetter!“ — Der Freiherr, ganz vertieft in die Aussicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiederte gleichgültig, indem er mit zufriednem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umschlug : „In der That, sehr stürmisch.“ Aber wie fuhr er von der eisigen Faust des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saals aufsprang, und eine bleiche, gespenstische Gestalt sichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinschritt. Daniel, den B. so wie Jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war es, der abermals von der Mondsucht befallen seine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos starrte der Freiherr den Alten an; als dieser nun aber unter angstvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entsetzen. Gleich im Gesichte wie der Tod, mit emporgesträubtem Haar sprang er auf, schritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit starker Stimme, daß der Saal erdröhnte : „Daniel! — Daniel! — was machst Du hier zu dieser Stunde?“ Da stieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Tobelaut des getroffenen Thiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für seine Treue bot, und sank zusammen. B. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Versuche ihn zu beleben blieben vergebens. Da schrie der Freiherr wie außer sich : „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes seyn können, wenn man sie beim Namen ruft? — Ich! — Ich unglückseligster! — ich habe den armen Greis erschlagen — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — B., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort sich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und sprach : „Der hier tobt zu Ihren Füßen niedersank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als sah er Geister der Hölle, starrte der Freiherr den B. an. Dieser fuhr fort : „Es ist nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf diesem Unhold lastete, und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Nacht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters. — Die Worte, die Sie dem entseßlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater sprach!“ — Belebend, unfähig ein Wort zu sprechen, hatte der Freiherr neben B., der sich vor dem Camin setzte, Platz genommen. B. fing mit dem Inhalt des Aufsatzes an, den Hubert für B. zurückgelassen, und den er erst nach Eröffnung des Testaments entseßeln sollte. Hubert klagte sich mit Ausdrücken, die von der tiefsten Reue zeigten, des unversöhnlichen Hasses an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat gestiftet hatte. Jede Waffe war ihm entrisen, denn war es ihm auch gelungen auf hämische Weise, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, so blieb dieß ohne Wirkung, da Roderich selbst nicht ermächtigt war, dem ältesten Sohn die Rechte der Erstgeburt zu entreißen, und es, wandte sich auch sein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach seinen

Grundsätze nimmermehr gethan hätte. Erst als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverständnisse mit Daniel auf bühliche Weise den Alten zu Entschlüssen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzeihung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der ältesten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte diese Verbindung in den Gestirnen gelesen, und jedes freveliche Bestreben der Constellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgang's Verbindung mit Julien erschien in dieser Art dem Alten ein verbrecherisches Verbrechen, wider Beschlüsse der Macht gerichtet, die ihm heigestanden im irdischen Beginnen; und jeder Anschlag, Julien, die wie ein dämonisches Princip sich ihm entgegenworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnsinn freisende Liebe zu Julien, ihr Verlust mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um so lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er selbst sträfliche Reizung zu Julien gefaßt und sie für sich zu gewinnen hoffte. Eine besondere Schickung des Himmels wollte es, daß die giftigsten Anschläge an Wolfgang's Entschlossenheit scheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuschen. Für Hubert blieb Wolfgang's wirklich vollzogene Ehe, so wie die Geburt eines Sohnes, ein Geheimniß. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am bestimmten Tage nach R. .sitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, flüchtete er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Diesen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert schrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe, er werde aber diese Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumerischen Vaters, erschrock aber nicht wenig, als Wolfgang in R. .sitten selbst mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein bekämpfte, sondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht seines Standes und seines reichen Besitztums hoch erfreuen werde. Selbst wollte er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verschwieg sorglich, was ihm von dem Daseyn eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt, und riß so das Majorat an sich, das diesem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schicksal mahnte ihn an seine Schuld auf fürchterliche Weise durch den Haß der zwischen seinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du bist ein armer, dürstiger Schlucker,“ sagte der älteste, ein zwölfsjähriger Knabe zu dem jüngsten, „aber ich werde, wenn der Vater stirbt, Majoratsherr von R. .sitten, und du mußt Du demüthig seyn und mir die Hand küssen, wenn ich Dir Geld geben soll zum neuen Rock.“ — Der jüngste, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnen Stolz, warf das Messer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, schickte den jüngsten fort nach Petersburg, wo er später als Offizier unter Sumarow wider die Franzosen fecht und blieb. Vor der Welt das Geheimniß seines unredlichen, betrügerischen Besizes kund zu thun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn gekommen, zurück; aber entziehen

wollte er dem rechtmäßigen Besitzer keinen Rest mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, trostlos über das unbegriffliche Verschwinden ihres Mannes gestorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte sich Hubert unter fremdem Namen als Verwandten des auf der See umgekommenen Kaufmann Born, und schickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn sorglich und anständig zu erziehen. Wie er die Ueberreste der Einkünfte des Majorats sorgfältig sammelte, wie er dann testamentarisch verfügte, ist bekannt. Ueber den Tod seines Bruders sprach Hubert in sonderbar räthselhaften Ausdrücken, die so viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Verwandniß haben mußte, und daß Hubert wenigstens mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That. Der Inhalt der schwarzen Mappe klärte alles auf. Der verrätherischen Correspondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel bekräftigen und unterschrieben hatte. Es las ein Geständniß, was dem sein Inneres erbeute. Auf Daniels Veranlassung war Hubert nach R. .sitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen Einhundert und fünfzigtausend Reichthalern geschriebene. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getraut in allen seinen Wünschen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn B. zurückhielt. In Daniels Innem hochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menschen, der ihn austofen wollen wie einen räudigen Hund. Der schürte und schürte an dem Brande, von dem der verzweifelte Hubert verzehrt wurde. Im Frühmorgen auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegestöber wurden sie einig über Wolfgang's Verderben. „Wolfschäfer!“ — murmelte Hubert, indem er seinwärts wegs blickte und die Büchse anlegte. „Ja, wogeschaffen,“ gringte Daniel, „aber nicht so, nicht so.“ — Nun vermaß er sich hoch und theuer, er werde den Freiherren ermorden, und kein Hahn solle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anschlag kund, er wollte fort, um jeder weiteren Verfolgung zu widerstehen. Daniel selbst sattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron sich aufschwingen wollte, sprach Daniel mit schneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, Du bleibst auf dem Majorat, das Dir in diesem Augenblicke zugefallen, denn der stolze Majoratsherr liegt zerfchmettert in der Gruft des Thurms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, vom Golddurst geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufstand, vor die Thür trat, die sonst zum Thurm führte, und mit sehnächtigen Blicken hinabschaute in die Tiefe, die nach Daniels Versicherung noch bedeutende Schätze bergen sollte. Darauf gefaßt, stand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thüre des Saals. So wie er den Freiherrn die zum Thurm führende Thüre öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrund stand. Der Freiherr drehte sich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord schon aus den Augen bligte, gewahrte, entsetzt: „Daniel, Daniel, was machst Du hier zu dieser Stunde?“ — Aber da freischte Daniel wild auf: „Hinab mit Dir, Du räudiger Hund,“ und schleuderte mit einem kräftigen Fußstoß den Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Gang erschütterte von der gräßlichen Unthat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schlosse, wo sein Vater ermordet. Er ging auf seine Güter nach Curland und kam nur je des Jahr zur Herbstzeit nach R. .sitten. Franz, der alte Franz behauptete, daß Daniel, dessen Verbrechen er ahnde, noch oft zur Zeit des Vollmonds spukte, und beschrieb den Spuk gerade so, wie ihn B. später erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieser Umstände, welche

das Andenken des Vaters schändeten, trieben auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt. So hatte der Großonkel alles erzählt, nun nahm er meine Hand und sprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch sie, die holde Frau, hat das böse Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse hauset, erweilt! Zwei Tage, nachdem wir R..sitten verlassen, vorkalkete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittensfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin, doch, als es thalwärts geht, reißn die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weise scheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte ist hinter uns her!“ schreit die Baronin auf mit schneidender Stimme. In dem Augenblick wird sie durch den Stoß, der den Schlitten unwirkt, weit fortgeschleudert. — Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten, seine Ruhe ist die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..sitten, Vetter!“ —

Der alte Großonkel schwieg, ich schied von ihm mit zerissenem Herzen, und nur die Alles beschwichtigende Zeit konnte den Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüthend über ganz Deutschland hinrauschte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht mehr weit von R., fuhr ich in einer finstern Sommernacht dem Gestade der Dniester entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen, gewahrte ich wohl an der rothen, flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer seyn müsse, ohne zu begriffen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager! was ist das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Postillon. „Si,“ erwiderte dieser, „das ist kein Feuer, das ist der Leuchtturm von R..sitten!“ R..sitten! so wie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blanem Milchgesicht, schon kreißend und gepudert, in zartem Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen leucht, mit Lammertied auf seiner Liebsten Braut! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebt, flackerten wie bunte Lichterchen V. . . s berbe Späße auf, die mir nun ergöglicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt, stieg ich am frühen Morgen in R..sitten aus dem Wagen, der vor der Posterpöbition hielt. Ich erkannte das Haus des Dekonomie-Inspkectors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub,“ sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „hier ist kein Dekonomie-Inspkector, es ist ein königliches Amt, und der Herr Amtsrath beliebet noch zu schlafen.“ Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechszehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Deszendenten gestorben und das Majorat der Stiftungskunde gemäß dem Staate anheimgefallen sey. — Ich ging hinauf nach dem Schlosse, es lag in Ruinen zusammengehürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zum Leuchtturm benützt, so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Höhlenwalde kam, und mit dem ich mich in's Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Epuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte, und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klageklänge in den Gestein tönen ließen.

Armer alter, kurzschichtiger Roderich! welche böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete!

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Postpferden bespannter stattlicher Reisewagen donnernd und rassend durch die Gassen des kleinen polnischen Grenzstädtchens L., und hielt endlich still vor der Hausthür des alten deutschen Bürgermeisters. Neugierig steckten die Kinder die Köpfe zum Fenster heraus, aber die Hausfrau stand auf von ihrem Sitze und rief, indem sie ganz unmutig ihr Nähzeug auf den Tisch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer schnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unser stilles Haus für eine Gastwirthschaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum hast Du auch die steinerne Taube über der Thür auf's neue vergolden lassen?“ Der Alte lächelte schlau und bedeutsam ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürstet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganze erstaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, stand er schon, sein Samtmüschchen unterem Arm, so daß sein silberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufschimmerte, vor dem Rutschschlage, den indessen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reisemantel stieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe, jugendliche Gestalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeisters Arm gestützt in das Haus hinein mehr wankte als schritt, und kaum in's Zimmer getreten, wie halb entseelt in den Lehnstuhl sank, den die Hausfrau auf des Alten Winkel schnell herangerückt. Die ältere Frau sprach leise und sehr wehmüthig zu dem Bürgermeister: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen,“ damit machte sie Anstalt ihren Reisemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeisters ältere Tochter beistand, so daß bald ihr Nonnengewand, so wie ein auf der Brust funkelndes Kreuz sichtbar wurde, welches sie als Klostertochter eines Cisterzienser Nonnenklosters darstellte. Die verhüllte Dame hatte unterdessen nur durch ein leises, kaum vernehmbares Nychzen kund gethan, daß sie noch lebe, und endlich die Hausfrau um ein Glas Wasser gebeten. Die brachte aber allerlei stärkende Tropfen und Essenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem sie die Dame bat, doch nur die dicken, schweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abscheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorschlag, und selbst, als sie endlich es sich gefallen ließ, den Duft einer starken Lebensessenz einzuziehen, als sie etwas von dem verlangten Wasser, in das die besorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoss, that sie alles dieß unter den Schleiern, ohne sie nur im mindesten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte sich die Klostertochter zum Bürgermeister, „Alles so bereitet, wie es gewünscht worden!“ „Ja wohl,“ erwiderte der Alte, „ich hoffe mein durchlauchtiqster Fürst soll mit mir zufrieden seyn, so wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften steht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Klostertochter fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlassen.